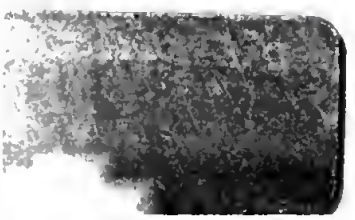


Digitized by Google

xCV51

Christ
J. 1857
83

# Carl Johann

und

# die Schweden.

Historische Skizzen

von

**M. J. von Crusenstolpe,**
rfasser des Mohren oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden u. s. w.

**Dritter Theil.**

Aus dem Schwedischen.

Berlin,
Verlag von F. H. Morin.
1846.

PALAZZO
56
1
31

7036

90692

# Carl Johann

und

# die Schweden.

Historische Skizzen

von

**M. J. von Crusenstolpe,**
Verfasser des Mohren oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden u. s. w.

**Dritter Theil.**

Aus dem Schwedischen.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS PALATINA

Berlin,
Verlag von F. H. Morin.
1846.

# Carl Johann

und

# die Schweden.

## Erſtes Kapitel.

In dem zweiten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts gab es wohl in ganz Schweden keinen Bürgermeiſter, der in ſo großem Anſehen ſtand, als der Commerzienrath Nordlindh in Malmö. Sein gaſtfreies Haus, in dem beinahe ſtets offene Tafel gehalten wurde und Vergnügungen ſich drängten, fand ſich kaum weniger beſucht, als das des Landeshauptmanns und die Bewohner der Provinz erzeigten dieſen beiden Beamten beinahe gleiche Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht. Das richtige Verhältniß wurde jedoch immer mehr oder weniger durch die Standesvorurtheile hergeſtellt, ſo lange die Landeshauptmannſtelle einem Adeligen anvertraut war; denn obgleich der damals ſehr ſtolze ſchoniſche Adel ſich wenig darum kümmerte, ob im Geſchäftszimmer der Landeshauptmann, oder der Bürgermeiſter die erſte Stelle einnähme, ſo würde er doch mit ſcheelen Augen zugeſehen haben, wären des Nichtadeligen Empfangszimmer gedrängt voll, die des Grafen aber leer geweſen. — „Man ſagt“ —

äußerte einst der reiche Baron Wrangel, der Landeshauptmann in Christianstadt — „mein Sohn Henning sei etwas dumm, aber das schadet nichts; ist man nur von altem Adel, dann verschwindet die Dummheit mit den Jahren. Ich selbst war in meiner Jugend auch etwas dumm. —" Baron Wrangel sagte als Mann von altem Schrot und Korn ohne Umschweife die Wahrheit.

Als später Herr von Klinteberg dem Grafen von Rosen als Landeshauptmann zu Malmö nachfolgte, glaubte die Regierung ihm durch Verleihung des Freiherrntitels eine eben so große Popularität zu verschaffen, als Graf Rosen genossen hatte; aber sie hatte sich getäuscht. Die alten Familien wollten den Emporkömmling keineswegs für ihres Gleichen anerkennen. Seine Excellenz, Baron von Wrangel, sprach mit vornehmem Naserümpfen von „einem gewissen Herrn von Klinteberg" und bemerkte: „in jetziger Zeit seien die höchsten Beamten keine vornehmen Leute mehr und die vornehmen Leute nicht mehr die höchsten Beamten."

Ein damals verbreitetes Gerücht, mochte es wahr oder erdichtet sein, trug bedeutend dazu bei, die Actien des Commerzienrathes Nordlindh zum Steigen zu bringen. Man behauptete nämlich, es flösse Wasablut in seinen Adern; seine edlen Züge, so wie sein würdevoller Anstand wurden einer nahen Verwandtschaft mit der Prinzessin Sophie Albertine zugeschrieben.

Seine Tochter hatte noch edlere Ahnen; sie hießen: Schönheit und Grazie. Die Natur hatte Charlotte Nordlindh's Haupt der begeisterten Phantasie Guido Reni's entnommen und ihrem ganzen Wesen eine so

anspruchslose Liebenswürdigkeit verliehen, daß ihr alle Töchter Eva's der Vorzüge wegen nicht zürnen konnten, und sogar die schonischen Grandezzen sich nicht gekränkt fühlten, daß sie als Gräfin Rosen in ihren Kreis eingeführt wurde.

Außerdem genoß Nordlindh wegen seiner Zuverlässigkeit, Geschicklichkeit und Tüchtigkeit in den Geschäften das allgemeine Vertrauen. In seiner Eigenschaft als Director des Discontobürcaus zu Malmö wurde ihm von allen Denjenigen, welche Capitalien aufzunehmen suchten, — deren Zahl nicht gering war — ganz besonders gehuldigt und geschmeichelt. Die schonischen Gutsbesitzer geriethen immer tiefer in Schulden; theils kauften sie große Gütercomplexe, um mit Besitzthümern prahlen zu können, die denen der Könige aus grauer Heidenzeit wenig nachgaben, theils suchten sie ihre Güter zu verbessern, zu verschönern und fürstliche Bauten auf denselben aufzuführen; der Hauptgrund aber war: der Ueppigkeit zu fröhnen und den immer mehr sich steigernden Forderungen des Spiels Genüge zu leisten. Nicht selten kam es vor, daß Tausende von Thalern an dem Spieltische circulirten, und da wo der Gewinn oder Verlust nicht wenigstens nach Hunderten sich berechnete, hielt man es gar nicht der Mühe werth, sich an den Spieltisch zu setzen.

Im Vertrauen auf das scheinbar große Vermögen Derjenigen, welche zu borgen suchten, ferner auf den großen Gewinn rechnend, der sich in der Ferne zeigte, gewährte das Discontobüreau weit größere Anleihen, als es die Capitalfonds erlaubten. Dies blieb für die Regierung kein Geheimniß; mehrere Jahre lang sah sie

gleichgültig dem Unfuge zu, obgleich sie schon im Jahre 1815 ernstlich gewarnt wurde, vorsichtig zu sein; aber die Regierung hatte damals viel Gründe Nachsicht eintreten zu lassen; man fürchtete Geldverlegenheit herbeizuführen und zu vergrößern, um so mehr, da gerade in diesem Augenblicke die Stände mit dieser Frage, die man ihnen vorgelegt hatte, um ihre Aufmerksamkeit von den Resultaten des eben beendigten Krieges und von der kurz vorher bewerkstelligten Vereinigung mit Norwegen, welche dem Königshause allein Vortheil brachte, abzulenken, beschäftigt waren; man fürchtete den grellen Contrast zwischen einem allgemeinen Unglück von unberechenbarem Umfange, durch welches der Wohlstand einer Menge von Mitbürgern untergraben werden mußte, und dem Jubel über die wiedergewonnene Kriegsehre; der allgemeine Freudenrausch konnte sich in Verzweiflung und Erbitterung verwandeln; man fürchtete ferner, die Stände würden, wenn eine Geldstockung im Lande Statt fände, Bedenken tragen, der Königlichen Familie die großen Summen zu bewilligen, die sie damals forderte, ja sie würden sich bewogen finden, über die Resultate des Krieges und den Vereinigungstractat strenge Rechenschaft zu fordern; endlich fürchtete man, in jener Zeit des legitimistischen Reinigungsfiebers auf irgend eine Weise Aufsehen zu erregen, vor allem aber, die Gustavianische Parthei in Schonen, mit dem Feldmarschall Toll an der Spitze, zu reitzen und gegen sich aufzubringen. Diese Umstände zusammen waren es, welche damals die Regierung bestimmten, der Unordnung im Discontobüreau durch die Finger zu sehen.

Zu dem natürlichen Unwillen gegen die Verwaltung dieſes Büreau's, durch welche die in dieſem Augenblicke ohnedies ſehr bedeutenden Verlegenheiten der Regierung auf ſo unangenehme Weiſe geſteigert wurden, geſellte ſich noch perſönliche Abneigung des damaligen Thronfolgers gegen den Commerzienrath Nordlindh, der ſich auf dem Reichstage von 1815 zu Gunſten der abgeſetzten Königsfamilie ausgeſprochen, und dadurch Carl Johanns Mißtrauen und Unwillen auf das Höchſte geſteigert hatte. Die angegebenen Gründe veranlaßten allerdings den Kronprinzen, ſeinen Aerger zu verbergen; er hatte jedoch weder vergeſſen noch vergeben und unfehlbar fiel auf Nordlindh früher oder ſpäter die ganze Laſt der fürſtlichen Ungnade. Von nah' und fern erhielt er wiederholte Winke und Warnungen, die er jedoch verſchmähte. Er verließ ſich auf die Stärke und Wichtigkeit ſeiner Stellung, auf ſeine Connexionen, auf ſeine ehrliche, wenn auch unvorſichtige Handlungsweiſe im Geſchäft, vielleicht auch auf ſeine geheimnißvolle, vornehme Abkunft.

Inzwiſchen ſtarb Toll, Schonens Stütze, und einige Monate ſpäter eröffnete der Arzt Carl des Dreizehnten dem Kronprinzen im Vertrauen, die Kräfte des Königs nähmen ſo merklich ab, daß er aller Wahrſcheinlichkeit nach den nächſten Winter nicht überleben würde.

Dieſe Nachricht belebte die Hoffnungen Carl Johanns, ſteigerte aber auch ſeine Beſorgniſſe. Wie das Schwert des Damocles ſchwebte das Scepter der Waſa über ſeinem Haupte. Wäre der feine Faden, an dem es hing, zerriſſen, bevor er den goldenen Griff in ſeine Hand bekommen, ſo wäre es wahrſcheinlich für ihn ver-

loren gewesen; hatte er es aber einmal erfaßt, so konnte er mit Zuversicht rufen: „Dieu me l'a donné, gare à qui me touche!" Sein geübter Blick sah, daß es in seiner Stellung nichts Vortheilhafteres für ihn, für die fremden, von legitimistischen Vorurtheilen eingenommenen Höfe nichts Imposanteres und Achtunggebietenderes geben könne, als ihn beim Tode Carl des Dreizehnten von den Reichsständen umgeben zu sehen. Der Huldigungseid derselben würde die kräftigste Widerlegung aller Einwürfe von Innen und Außen bilden. Außerdem fand sich bei der Anwesenheit der Stände in dem Augenblicke eines Thronwechsels auch die beste Gelegenheit die Stände selbst in seine Gewalt zu bekommen und zu beherrschen, falls sich unter ihnen eine Parthei fände, welche zur Umänderung des Beschlusses von 1810 Lust zeigte.

Seit der letzten Zusammenbernfung des Reichstages waren jedoch kaum zwei Jahre verflossen, so daß nach der Constitution bis zur nächsten Einberufung der Stände noch drei Jahre verstreichen sollten, wenn nicht die Regierung aus wichtigen Gründen sich veranlaßt fand, einen außerordentlichen Reichstag auszuschreiben. Nun aber konnte man als Ursache zu einem solchen Schritte unmöglich das nahe Ende des Königs angeben, der selbst bis zu der letzten Stunde seines Lebens über seinen Zustand in Unwissenheit erhalten wurde. Unter solchen Umständen wurde beschlossen, über den Zustand des Discontobüreaus strenge Untersuchung anzustellen. Das Resultat derselben kannte die Regierung im voraus; aber diese Untersuchung lag nun einmal in den Zwecken der Machthaber und es erfolgte die Einberufung eines außer-

ordentlichen Reichstages auf Ende November 1817, um, wie es hieß, den traurigen Zustand des Discontowesens im Reiche zu prüfen und zu untersuchen. *)

Mit schlaffer Hand unterschrieb Carl der Dreizehnte diese Einladung zu seinem Begräbnisse!

Wir haben schon an einem andern Orte den Leser an das Grab dieses Königs geführt, das sich kaum geschlossen hatte, als auch seine Gemahlin den Geist aufgab. **) Wir wollen die Aufmerksamkeit durch Wiederholung allgemeiner Thatsachen nicht ermüden. Genug, die Wahlacte von 1810 wurde zur Wirklichkeit und mit Carl dem Vierzehnten Johann hatte, nach Ausschließung des Wasastammes das vierte Regentengeschlecht den uralten Thron der Schweden und Gothen bestiegen.

Für den Commerzienrath Nordlindh ging von diesem Augenblicke an die Sonne des Glücks und der Gnade unter. Die Gesetze, denen er verfallen, sprachen gegen ihn. Jede Möglichkeit zu einem gütlichen Vergleiche war verschwunden, seitdem Carl Johann die Lage des Discontowesens als Vorwand zur Einberufung eines außerordentlichen Reichstages benutzt hatte; besonders weil Wirsén, die Seele der Finanzverwaltung, damals schon ein großer Capitalist, seine Rechnung bei einer Crisis fand, durch welche für einige Zeit der Umlauf der Capitalien ins Stocken gerieth und der Werth des Geldes momentan stieg.

---

*) Vergleiche Skildringar ur dagens historia. De härvarande. Zweite Auflage. S. 159.

**) Siehe den „Mohren" 6ter Band, 39tes und letztes Kapitel.

Nordlindh verlor Vermögen, Titel, Orden und Freiheit; verhöhnt von Allen, die nur die äußern Umstände kannten, bedauert von Denen, die einen Blick auf die innern Triebfedern dieses Geheimnisses zu werfen vermochten, behielt er auch nach seinem Falle die allgemeine Achtung Aller, die ihn persönlich kannten.

## Zweites Kapitel.

In einer der geringern Wohnungen des großen Schönborgiſchen Hauſes in Stockholm ſaß in ſeinem Studierzimmer ein älterer Mann, und ſchrieb emſig fort. Auf dem Tiſche lag eine aufgeſchlagene Bibel neben einigen Kirchenvätern, in denen er zugleich blätterte. Auf ſeiner Stirn lag ein ernſter, ſtrenger Ausdruck, aus den ſchwarzen Augen leuchtete Herrſchſucht, um die dünnen Lippen war ein Zug gelagert, der Liſt und Schlauheit verrieth. Das graue, zurückgekämmte Haar fiel in regelmäßigen Locken auf den Nacken herab; nur an den dunklen, hochgewölbten Augenbrauen war keine Spur der Zeit zu bemerken. Auf ein leiſes Klopfen an der Thür rief er, ohne den Stuhl zu verlaſſen, oder von ſeinem Papiere aufzuſehen, ein kurzes „herein“ und fuhr in ſeiner Beſchäftigung fort. Da jedoch nach einigen Secunden das Klopfen ſich wiederholte, erhob er ſich von ſeinem Stuhle, warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, ordnete ſeinen ſchwarzen, mit weißen Kanten beſetzten Prieſterkragen, und öffnete ſelbſt die Thür.

Das Aeußere des Eintretenden bot nichts Auffallendes dar. Er trug die Stereotypzüge eines lebenslustigen, sorgenlosen Menschen an sich, der das Bedürfniß fühlt, sich mitzutheilen, und mit Lächeln auf den Lippen Alles, was ihm auf die Zunge fällt, zu Markte bringt. Außerordentlich schnell, gewandt und zusammenhängend behandelte der Unbekannte allerlei scheinbar gleichgültige Gegenstände; verstand man es aber die verschiedenen Theile seiner Rede zu erfassen und zu verbinden, so entdeckte man in dem Uebergange von einem Gegenstande zum andern einen bestimmten Plan, ein Ziel, auf das sich der unaufhaltsame Wortschwall richtete; hörte man ihm aufmerksam zu, so bemerkte man unter tausend gleichgültigen Dingen, die er erzählte, hier und da ein Wort, das berechnet schien, die Gedanken der beiden Sprechenden auf einen wichtigen Gegenstand hinzuleiten. Dann verrieth der lauernde, vielsagende Blick einen tiefen Sinn unter bedeutungslosem Geschwätze. Die freundliche Miene, der brausende Wortschwall waren Maske, unter der er seinen Mann prüfte; glaubte er verstanden zu sein, ließ er die Larve fallen, und zeigte den ernsten, verschmitzten, schlauen Geschäftsmann.

Er folgte der Einladung des Wirthes einzutreten, und bat mit zierlichen Worten und eben so zierlichen Geberden um Nachsicht für seine Dreistigkeit. Er müßte befürchten, sagte er, — des Himmels Strafe auf sich zu ziehen, daß er einige Augenblicke der kostbaren Zeit, die, wie die ganze Christenheit genügsam wisse, Herr Abbé Gridaine unermüdlich seinem heiligen Berufe widme, für sich in Anspruch zu nehmen wage.

„Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?“ fragte der Abbé.

„Ehe ich Ihnen den höchst gleichgültigen Namen einer ganz unbekannten Person, ohne Rang und Reichthum, nenne, wiederhole ich meine Bitte: Ew. Hochwürden möchten mir offen gestehen, ob Ihre Beschäftigungen es erlauben, mir jetzt eine Stunde Gehör zu schenken, oder ob Sie eine andere Zeit dazu bestimmen wollen?“

„Ich stehe ganz zu Ihrem Dienste, mein Herr!“ antwortete Gridaine verwundert, indem er den Fremden mit prüfendem Blicke betrachtete, und ihm neben sich einen Platz auf dem Sopha anbot.

„Seine Katholische Majestät“ — nahm der Fremde das Wort — „haben geruht, mir Höchst Eigenhändig ein Packet an Höchst Ihren Gesandten am Schwedischen Hofe zu übergeben. Dieses Packet enthielt die Insignien des goldnen Vließes, das Seine Katholische Majestät dem Könige von Schweden zusandte, als einen glänzenden Beweis Seiner Achtung und Dankbarkeit für den Dienst, den Carl Johann während der großen Befreiungskriege von 1813—1814 der guten Sache im Allgemeinen und ganz besonders dem Bourbonischen Hause, mit Inbegriff Sr. Majestät des Königs Ferdinand, erwiesen hat. Spaniens Monarch — (Gott wolle in seiner großen Barmherzigkeit Sein Leben bis zum höchsten Menschenalter erhalten, und Seine fromme Regierung segnen und beglücken) sagte zu mir bei Ueberreichung des Packets: „„wer so unendlich viel zur Wiederherstellung der politischen Verhältnisse

in Europa gethan hat, wie Carl Johann, wird ohne Zweifel zur Herstellung der gerichtlichen Verhältniſſe in ſeinem eigenen Reiche noch mehr zu thun bereit ſein, wenn er nur thätige und geſchickte Hülfe findet. Solcher Hülfe kann er jedoch nicht ermangeln, da er das Glück hat Ew. Hochwürden zu . . . ."

„Noch einmal, mein Herr," fiel Gridaine ein, „wer ſind Sie? Was iſt der Zweck Ihres Beſuches?"

„Ein ſo treuer Sohn der Kirche, wie Ferdinand der Siebente, kann nicht einem Manne ſein Vertrauen ſchenken, der dem heiligen Stuhle mißfällig wäre. Dies genüge Ew. Hochwürden für meine Perſon und meinen Auftrag. Vor ungefähr dreihundert Jahren hatte der Pabſt den Abfall der Schwediſchen Kirche zu beweinen, und ſeit dieſer Zeit hat Petri Statthalter nie aufgehört, an der Rückkehr des verlornen Kindes in den allein ſeligmachenden Schoß der wahren Kirche zu arbeiten. Was der Uſurpator Waſa aus verbrecheriſcher Herrſchſucht und ſündhafter Begierde nach dem Eigenthum der Kirche verbrochen, ſuchte ſein Sohn Johann, von einer gottesfürchtigen Gemahlin, der polniſchen Prinzeſſin Katharina, geleitet, wieder gut zu machen, aber — unerforſchlich ſind die Wege der Vorſehung — die fromme Königin, deren Schritte unſichtbar und ohne ihr eigenes Wiſſen mit ſicherer Hand vom Vatikane aus geleitet wurden, ſtarb, und die Ketzerin, mit welcher König Johann eine neue Ehe einging, zog ſeine Gedanken vom Himmel ab. Unter der Regierung des Königs Sigismund hinderte Aufruhr und Verrätherei den Fortſchritt der guten Sache, und Sigismund mußte dem ſchlecht-

gesinnten Doppelketzer Carl, dem Verräther der katholischen Kirche und an dem Lutheranismus (denn er huldigte öffentlich den Calvinischen Irrlehren), unterliegen. Carls Sohn, Gustav, mußte seine sündhafte Vermessenheit, durch das Schwert die Lehre seiner falschen Kirche verbreiten zu wollen, mit dem Leben bezahlen, und seine Tochter, die große Christine, kaufte die Seele des Vaters aus der ewigen Verdammniß los, und erwarb sich selbst die ewig unvergängliche Krone, als sie ihr irdisches Diadem zum Opfer bringend, die Ketzerei abschwur, und in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte. Allerdings lag es keineswegs in der Absicht und in den Berechnungen des heiligen Stuhles, daß sie allein vor der Mutter Gottes und dem Statthalter Christi das Knie beugen sollte; man hätte es lieber gesehen, wenn sie auch nach ihrer Bekehrung Thron und Scepter behalten hätte, und das Schwedische Volk dem Beispiele seiner Königin gefolgt wäre; aber dazu war der Apfel noch nicht reif. Jedenfalls war ihre persönliche Bekehrung Gott wohlgefällig, und wurde mit dem reichsten Seegen und der apostolischen Zuneigung des heiligen Vaters belohnt. Die beständigen Kriege unter dem Pfalz-Zweibrück'schen Hause und die innern Zerwürfnisse unter dem Hessischen und dem ersten Regenten aus dem Holstein-Gottorp'schen Hause nahmen die Aufmerksamkeit des Schwedischen Volkes so sehr in Anspruch, daß man keine Hoffnung hegen konnte, unter solchen Verhältnissen das ersehnte Bekehrungswerk mit Erfolg zu versuchen. Daß Gustav der Dritte, sobald ihm die Hände nicht mehr gebunden waren, sich

dem heiligen Stuhle näherte, und den ersten Schritt zu einer Versöhnung mit der Kirche that, gereicht ihm zur Ehre, und wäre sein Lebensfaden nicht abgeschnitten worden, als er kaum noch seine halbe Länge erreicht, so wäre er auf so gutem Wege nicht stehen geblieben, und hätte ganz gewiß die Schwedische Kirche wieder unter das allein rechtmäßige Oberhaupt der gesammten Christenheit gestellt. Mit seinem halsstarrigen Sohne, der blindlings, auf Leben und Tod in den ketzerischen Banden des Lutheranismus befangen lebte, war nichts zu machen; wir durften nichts von ihm erwarten, und sein Oheim, gewissermaßen sein Vorgänger und Nachfolger, war viel zu schwach, um die Sache unserer heiligen Kirche auf andere Weise zu begünstigen, als dadurch, daß er der letzten Thronfolgerwahl seine Zustimmung ertheilte. Durch diese Wahl und durch Gottes wunderbare Fügung und Gnade gegen seine Rechtgläubigen ist endlich das Scepter wieder in die Hände eines der Unsern gekommen; denn obgleich Carl Johann, um in den Besitz desselben zu gelangen, gezwungen wurde, vor der Welt die einzige wahre Lehre abzuschwören, und ein falsches Glaubensbekenntniß abzulegen, so weiß doch die Welt, daß er . . . .“

Gridaine, der mit eben so großer Verwunderung als Aufmerksamkeit der seltsamen Rede des Unbekannten gefolgt war, fing an zu glauben, er habe einen Spion des neuen Königs vor sich, der an ihn gesendet worden, um seine politischen und kirchlichen Ansichten zu erforschen. Plötzlich fiel er dem Fremden in die Rede, und fragte nicht ohne Heftigkeit: „Noch einmal, mein Herr,

wer sind Sie? Was ist der Zweck Ihres Besuches bei mir?"

„Wenn Ew. Hochwürden mich geduldig bis zu Ende anhören wollten, so würden Sie über meine geringe Person Aufschlüsse erhalten, ohne sich mit unnöthigen Fragen zu beschweren," erwiederte der Fremde.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich will Sie nicht länger anhören, wenn Sie mir nicht vorher eine bestimmte Antwort auf meine Frage ertheilen; gewiß werden Sie nach einigem Nachdenken finden, daß mein Verlangen nicht unbillig ist," antwortete der Abbé, indem er den Fremden scharf ansah.

„Ist dies Ew. Hochwürden unwiderruflicher Beschluß?" fragte der Unbekannte mit Nachdruck.

„Ja, mein Herr!" war die Antwort. „Nun denn, Bruder!" fuhr der Fremde in feierlichem, ernstem Tone fort — „Wir sind Arbeiter in demselben Weinberge, Glieder ein und desselben Körpers, Werkzeuge ein und desselben Meisters; hier meine Vollmacht!"

Mit diesen Worten zog er aus der Brusttasche ein zusammengelegtes Papier, das er dem Abbé überreichte. Es war ein vom Vatikan datirtes und mit dem Fischerringe besiegeltes Dokument: eine Vollmacht für den ehrwürdigen Pater Spinoletta, Mitglied der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu, wodurch er als geheimer Geschäftsträger des heiligen Stuhles accreditirt und alle Diener der Kirche, gleichviel in welchem Lande, aufgefordert wurden, ihn als solchen anzuerkennen, und ihm jeden Beistand zu leisten, den er von ihnen zu fordern für gut fände.

„Sind Sie jetzt bereit, was ich Ihnen zu sagen habe, geduldig anzuhören?“ fragte Spinoletta.

Gridaine verbeugte sich schweigend.

„Durch die unerhörtesten Demüthigungen und eine langwierige Gefangenschaft unter den gottlosen Franzosen (das regierende Königshaus, die ganze Bourbonische Familie und ganz besonders Monsieur ausgenommen)“ — fuhr der Jesuit fort — „mußte Se. Heiligkeit Pius der Siebente für seine Gott mißfällige Nachgiebigkeit, womit er eine der heiligsten, ehrwürdigsten Ceremonien der Kirche verunglimpfte, indem er den Usurpator Napoleon krönte, schwer büßen. Der heilige Vater fand, daß seine persönlich ausgestandenen Leiden keine hinreichenden Versöhnungsopfer seien, die Sünde, die er aus menschlicher Schwäche gegen Gott und seinen Beruf begangen, zu sühnen. Durch eine große, Gott gefällige Handlung, die der ganzen Christenheit Nutzen bringen soll, wollte er seine Irrthümer, die er jetzt bitter bereut, gut machen. Deswegen hat er, nach Kasteiungen aller Art, nach inbrünstigen Gebeten zum himmlischen Vater, kraft seiner apostolischen Vollmacht als Petri Nachfolger, sich entschlossen, die heilige Gesellschaft Jesu, welche der allzufrei denkende Ganganelli aufgehoben, wieder herzustellen, und in ihre ursprünglichen Rechte einzusetzen. An der Gesellschaft soll es nicht liegen, wenn es dem heiligen Vater nicht gelingt, Schweden in den Schooß der allein seeligmachenden Kirche zurückzuführen.“

„Das gebe der Himmel!“ — rief Gridaine aus —

„aber dazu gehört, daß Gott seinen Auserwählten die Macht ertheile, Wunder zu thun.“

„Wunder?“ — fiel Spinoletta ein — „Sehen Sie nicht, daß ein solches bereits geschehen ist? Sitzt nicht ein französischer Soldat auf dem Throne der Folkunger? hat er nicht in den ehrenvollsten und schwierigsten Verhältnissen seines Lebens Gottes Mutter bekannt? steckt nicht ihr metallenes Bild stets in seiner linken Westentasche*), obgleich die Verhältnisse ihn zwingen, auf einige Zeit die Larve des ketzerischen Lutheranismus vorzunehmen? sucht nicht seine Gemahlin eine Ehre darin, vor aller Welt als gute Katholikin zu erscheinen?“

„Der Gehorsam und die Ehrfurcht, die ich vom Grunde meines Herzens dem heiligen Vater zolle, dessen Auftrag Ew. Hochwürden die Güte haben, mir mitzutheilen“ — antwortete jetzt Gridaine — „machen es mir zur Pflicht, die Verhältnisse so darzustellen, wie ich sie während meines längern Aufenthalts im Lande kennen gelernt habe. Klugheit ist der Hauptzug in dem ganzen Benehmen des neuen Königs; er fürchtet die Revolutionen; daher richtet sich sein Hauptzweck auf Erhaltung des Bestehenden. Aber auch sein persönliches Interesse scheint bei diesem Systeme betheiligt zu sein. In jeder bedeutenden Veränderung sieht er einen Gustavianischen Anschlag; denn diese Partei, mag sie nun in der Wirklichkeit oder nur in seiner Einbildungskraft bestehen, spukt unaufhörlich in seinem Gehirn, und raubt ihm die Ruhe bei Tag und bei Nacht. Außerdem

*) Vergl. 1ten Theil.

ist Alexander kein Freund von neuen Einrichtungen, und keinen Menschen fürchtet Carl Johann mehr als den Kaiser von Rußland. Hätte dieser König zur heidnischen Zeit das Schwedische Scepter getragen, so hätte er sich gewiß nicht taufen lassen; hätte er zu Wasas Zeit regiert, so hätte der gottlose Abfall von dem heiligen Stuhle nie Statt gefunden. Eben so wenig scheint er jetzt geneigt zu sein, die lutherische Irrlehre zu verlassen. Ew. Hochwürden dürfen überzeugt sein, daß ich, meinem Eide getreu, nichts versäumt habe, um mich zu überzeugen, was die Kirche von diesem Sohne, der aus weltlichen Gründen gezwungen wurde, seine Mutter zu verleugnen, noch zu hoffen habe; aber ich habe ihn für geistliche Dinge so gleichgültig und kalt, ja unserem heiligen Bekehrungswerke so feindlich gesinnt gefunden, daß, wenn Gott nicht unmittelbar seine Seele leitet und sein Herz wendet, der heilige Stuhl nichts von ihm hoffen darf."

„Sie stellen die Lage der Dinge ganz anders dar, als man sie uns in Rom gezeigt" — erwiederte Spinoletta — „und bei der Schärfe Ihres Urtheils, bei Ihrem bekannten Eifer für die heilige Sache, muß sich Alles so verhalten, wie Sie sagen. Aber glauben Sie nicht, daß seine Gemahlin, welche der heiligen Mutter Gottes so große Verehrung zollt, auf ihn wirken könnte?"

„Seit beinahe sieben Jahren leben sie getrennt" — antwortete Gridaine — „sie treffen sich selten mehr. Auf keinen Fall glaube ich, daß sie, selbst bei dem besten Willen, in dieser Angelegenheit einzuwirken vermöchte;

der allgemeinen Sage nach mischt sie sich auf keine Weise in seine Angelegenheiten.“

„Im Vatikane scheint man ihn noch nicht genug zu kennen“ — rief Spinoletta aus — „Unsere Gesellschaft hat seit ihrer Wiederherstellung noch nicht Zeit gehabt, dem heiligen Vater vollständige und zuverlässige Nachrichten über Personen aus allen Ständen mitzutheilen. Sie, mein Herr, kennt man jedoch, und man vertraut auf Ihre Klugheit. Ihr Eifer soll nicht unbelohnt bleiben; hier ein Beweis des Vertrauens und der Gewogenheit des heiligen Vaters; dadurch steigern sich zugleich die Verbindlichkeiten Ew. Hochwürden für Rom, und erweitert sich Ihr Wirkungskreis im Norden.“

Mit diesen Worten überreichte Spinoletta dem Abbé Gridaine einen versiegelten Umschlag mit der Ueberschrift: „An des heiligen Stuhles Vicarius apostolicus.“

Voll freudiger Ueberraschung ergoß sich Gridaine in Danksagungen und Versicherungen seiner unbegränzten Treue und seines unermüdlichen Eifers für Se. Heiligkeit den Papst und die gute Sache.

„Diese Gesinnung und ein entsprechendes Benehmen wird zu Ew. Hochwürden eigenem Vortheile gereichen,“ — bemerkte Spinoletta. — „Das Erzbisthum Upsala gehört, wie Sie wohl wissen, unter diejenigen, welche der heilige Vater bei jeder Erledigung immer wieder besetzt. Diese Gewohnheit wurde beibehalten, seit dem Tode des Johannes Magnus und seines Bruders Olaus zu Rom. Allerdings mußten bis jetzt diese Ernennungen denen beigezählt werden, die man in der

Sprache des Vatikans in partibus infidelium nennt; aber ich bin zu der Erklärung ermächtigt, daß Ihnen dieser Ehrenposten zugedacht ist. Je mehr Sie also dazu beitragen, hier im Lande das Kreuz in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen, desto schneller werden Sie auch, nicht nur dem Namen, sondern der Wirklichkeit nach, mit dieser Prälatur bekleidet werden. Obgleich Schweden den lutherischen Ketzereien sich zugewendet, so wissen Sie doch wohl, daß es die apostolische und canonische Succession beibehalten hat. Denn als der Usurpator Gustav Wasa im Jahre 1531 am Sonntage vor Michaelis in der Ritterholms-Kirche den Erzbischofsstab dem Laurentius Petri selbst überreichte, wurde die Einweihungsacte durch den Bischof von Westerås, Dr. Petrus Magni vollzogen, der selbst einige Jahre vorher in Rom die Weihe empfangen hatte."

„Ist es mir erlaubt" — fragte Gridaine — „der schwedischen Regierung die Würde, die Seine Heiligkeit mir zu verleihen geruht, anzuzeigen; oder ist sie nur eine Auszeichnung in dem Schooße unserer heiligen Kirche?"

„Der heilige Vater" — antwortete Spinoletta — „hat Ew. Hochwürden die vollkommene Macht eines Vicarius apostolicus ertheilt; es ist Ihre Pflicht, die Rechte dieser Stellung vor Rechtgläubigen und Ketzern geltend zu machen."

„Mit dem Beistande der heiligen Mutter Gottes" — sagte Gridaine — „will ich in meinem theuren Berufe treu und eifrig fortarbeiten, dem heiligen Stuhle zur Ehre und der Kirche zum Nutzen. Ich bitte Ew. Hochwürden mich dem heiligen Vater zu Füßen zu legen

und ihm die Versicherung zu geben, daß von mir nichts versäumt werden wird, was zum Ruhme und zum Vortheile der allein seligmachenden Kirche beitragen kann. Jeden Schritt, jedes Ereigniß, das Aufmerksamkeit verdienen möchte, werde ich sogleich dem heiligen Stuhle melden."

„Oder, was dasselbe ist" — fiel Spinoletta ein — „der heiligen Gesellschaft Jesu; denn wir sind die Augen und Arme der katholischen Kirche. Mit uns sank die Macht des Papstes, mit uns soll sie sich wieder zur früheren Höhe emporschwingen. Wohl denen, die es verstehen, unser Wohlwollen zu gewinnen; aber wehe denen, die wir als Verräther kennen lernen oder als untaugliche Menschen verachten müssen!"

Ein durchbohrender Blick auf den neuen Vicar bekräftigte Spinoletta's Worte.

## Drittes Kapitel.

Der Hof in Stockholm gewann unter dem neuen Könige sogleich einen andern Ton und ein anderes Ansehen. Es waren nicht mehr die Jagdabenteuer aus Friedrich des Ersten, nicht mehr die tausend verschiedenen und wechselnden Vergnügungen aus Luise Ulricen's Zeit (denn sie und nicht Adolph Friedrich war im Salon wie im Cabinett die Seele der Regierung); es waren nicht die geistreichen, pikanten Lustbarkeiten aus Gustav des Dritten, nicht die steife, majestätische Regelmäßigkeit aus Gustav des Vierten Regierung, auch nicht das muntere, ungezwungene Gesellschaftsleben, das Hedwig Elisabeth Charlotte aufrecht zu halten verstand, so lange das Scepter von Carl dem Dreizehnten geführt wurde; nein, es war etwas ganz Neues, etwas Zusammengesetztes, aus Erinnerungen von nahe und fern. Napoleons große Diner's, Ludwig des Funfzehnten kleine Abendzirkel, Gustav des Dritten Ausflüge nach Lustschlössern; die klingenden Sporen auf blank gewichstem Boden aus-

Carl des Zwölften Zeiten und die feine Hofsprache mitten unter den Lagern aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten. „A part un certain appareil militaire,“ schreibt ein Fremder nach einer Audienz bei Carl Johann, „Bernadotte ne m'avait semblé à vrai dire, qu'un homme d'affaires dans le palais d'un roi.“ *)

Es gab jedoch einen Hofzirkel; der König selbst liebte prachtvolle Ceremonien und Lustbarkeiten, bei denen er bald den glänzenden, liebenswürdigen Wirth, bald den allgemein gefeierten Gegenstand vorstellte. Hauptsächlich aber liebte er eine lebhafte Conversation im kleinen Zirkel und, so wenig zugänglich er dem Volke war, so viel Mühe es oft kostete, Zutritt bei ihm zu erhalten, so leicht und frei bewegte er sich im intimen Umgange, so sehr verstand er es, wenn er wollte, die Herzen zu bestechen und zu öffnen. Nicht selten bot er unter vier Augen dem, der eine Audienz erhalten, einen Platz auf dem Sopha neben sich an, oder spazierte im Zimmer mit ihm auf und ab, und gab sich dann mit der größten Liebenswürdigkeit scheinbar der größten Offenheit hin.

Im Anfange der Regierung Carl des Vierzehnten waren die höchsten geselligen Zirkel in Stockholm keineswegs zu verschmähen. Die Erinnerung an die Rolle, welche Schweden in dem großen Befreiungsdrama, dessen letzter Schauplatz St. Helena war, gespielt hatte, oder doch hätte spielen können, hatte die meisten Mächte veranlaßt, solche Leute als Gesandte nach Stockholm zu

*) Siehe revue de Paris: „Une visite au Président des Etats Unis d'Amérique.“

schicken, deren Stellung und Charakter wenigstens eben so bedeutend war, als die Geschäfte, die sie dort zu besorgen hatten. Allerdings hörte nach Carl des Dreizehnten Tode Oestreich auf, Diplomaten ersten Ranges nach der schwedischen Hauptstadt zu senden, wie es früher den Grafen Neipperg, später vermählt mit Napoleon's Wittwe und wirklicher Regent des Herzogthums Parma, oder den Grafen Fiquelmont, zuletzt Feldmarschall-Lieutenant und Botschafter an dem Hofe des Selbstherrschers aller Russen dorthin abgeordnet hatte. Aber auch Graf Woyna, obgleich nicht als würdig befunden, der Schwiegersohn des Fürsten Metternich zu werden (weswegen auch der Fürst den hübschen Grafen, den seine Tochter liebte, nach Schweden schickte), war für Stockholm eine angenehme Erscheinung, die das Eis um manches nordische Mädchenherz trefflich zu schmelzen verstand.

Kurz nach dem General Fiquelmont verließ Lord Strangford die schwedische Hauptstadt, welche in seiner Gemahlin eine höchst graziöse und liebenswürdige Dame verlor. Der Nachfolger des Lords, Sir Fitz-Gerald, machte mehr die Honneurs der englischen Küche und zwar so gründlich, so en grand seigneur, daß dadurch die Geselligkeit in Stockholm keineswegs gewann. In seinem Hause konnte sich nur das stärkere Geschlecht gefallen; ein Damenmagen hätte schwerlich jene riesenhaften Rostbeef, unter deren Last die Tische sich bogen, jene riesenhaften Plumpuddings mit brennender Arraksauce vertragen können, und die ausgesuchten aber starken Weine, die im Ueberflusse aufgetragen wurden, schie-

nen mehr darauf berechnet, Gefühl und Liebe zu ersäufen, als zu beleben.

Letztere fand eine Zuflucht in dem Hause des niederländischen Ministers, das sich gewöhnlich erst dann öffnete, wann die späten Diner's des englischen Gesandten zu Ende gingen, denn Frau von Dedel empfing gewöhnlich erst nach beendigtem Theater. Der Minister, ihr Gemahl, ein ernster, verständiger, pflegmatischer Holländer, gehörte, dem Aeußern nach, zu jenen Männern, die einer hübschen Frau nur als Folie dienen können, wie ganz unbedeutend mußte er also an der Seite eines wahren Engels erscheinen. Denn nichts glich einem Engel mehr, als Frau von Dedel, wenn man diese ätherische Gestalt Sylphydenähnlich dahinschweben sah; ein schalkhaftes Lächeln ruhte auf den rosigen Lippen, hinter welchen eine Reihe kleiner, alabasterweißer Zähne hervorblickte und die großen Augen, strahlend wie des Himmels Blau, durchbohrten bald die Herzen mit ihren durchdringenden Blicken, oder schmolzen sie mit ihrem schmachtenden Feuer. Dazu kam noch ein Teint, den kein Maler bis jetzt zu zaubern vermochte, ein Wuchs, der des Meißels der größten Bildhauer spottete.

Frau von Dedel, aus dem großen, reichen, mächtigen Hause von Schimmelpenninck gehörte schon durch Geburt den höchsten Kreisen an, deren feinen, ungezwungenen Ton und Tact sie vollkommen besaß. Am Hofe bewegte sie sich wie zu Hause; in allen Salons gab sie den Ton an. Lady Strangfords Abreise von Stockholm war für Frau von Dedel ein harter Schlag, sie liebten sich und vielleicht war die liebenswürdige Eng-

länderin die einzige wahre Freundin unter den vielen Frauen, die für die schöne Dedel Freundschaft heuchelten, aber im Grunde des Herzens voll Neid und Eifersucht waren. Doch wie die Sonne die Sonnenwolken bald zerstreut, so zerstreute sich auch der Kummer der schönen Holländerin; glänzende Triumphe, feurige Huldigungen des einen Geschlechtes trösteten sie über ihren Verlust, sowie über die erheuchelte Theilnahme des andern. Wenig schien sie sich darum zu kümmern, in Schweden der gefeierte Gegenstand der Aufmerksamkeit der Unterthanen und des Königs zu sein.

Und so verhielt es sich in der That. Frau von Dedel war nicht nur bei allen Hoffestlichkeiten ein unentbehrlicher Gast; sie gehörte auch noch zum engeren geselligen Zirkel des Königs. Die hübsche Villa Bellevue wurde dem niederländischen Minister als Sommerwohnung überlassen und auf seinen Spazierfahrten durch den Park stieg Carl Johann gewöhnlich aus dem Wagen und stattete bald kürzere, bald längere Besuche bei dem diplomatischen Paare ab.

Im Anfange seiner Regierung war Rosersberg der Lieblingsaufenthalt des Königs. Zuweilen hielt er sich dort, ohne Rücksicht auf Jahreszeit und Wetter, mehrere Wochen nacheinander auf. Eine Einladung, ihm Gesellschaft zu leisten, galt für eine große Auszeichnung und dazu gelangte nur die Blüthe der Gesellschaft. Frau von Dedel und ihr Mann waren beständige Mitglieder dieser kleinen Kreise, in welchen der feinste Ton mit der ungezwungensten Geselligkeit sich vereinigte; wo die Grafen Lagerbjelke und Wetterstedt zugleich mit

Baron Aterhjelm einander überboten, das Gespräch leicht und witzig zu erhalten, und wo diese Gespräche mit Spaziergängen oder Fahrten in dem herrlichen Park, mit Gesellschaftstheater und andern Lustbarkeiten abwechselten, unter denen man eine Tafel, welche Lucullus Ehre gemacht hätte, nicht vergessen darf. In dieser Hinsicht übertraf Carl Johann bei weitem Gustav den Dritten; denn unter letzteren war nicht selten, bei längerem Aufenthalte zu Gripsholm, wenn der Gäste gar zu viele kamen, die Kost mehr als mittelmäßig.

Als Herr von Dedel von Stockholm abberufen und zu andern diplomatischen Sendungen verwendet wurde, befestigte Carl Johann das Commandeurkreuz des Nordstern-Ordens auf seine Brust und umschloß die feine Taille seiner schönen Gemahlin mit einem reichen Gürtel von kostbaren Brillanten.

Als Junggeselle und als Gesandter einer Macht, welche kurze Zeit vorher die Hälfte ihres Gebietes an Schweden hatte abtreten müssen, konnte sich wohl der dänische Minister nicht an die Spitze der Lustbarkeiten der höhern Zirkel stellen. Herr Crabbe-Carisius wußte zu gut was er seiner Stellung schuldig war. Er benahm sich mit Anstand und Würde, und wußte den Vorwurf des Geizes, wie der Verschwendung von sich zu weisen. Er war persönlich geachtet und geliebt, und es gereicht ihm sowohl, als dem damaligen diplomatischen Corps in Stockholm zur Ehre, daß er von dieser Sendung nach Kopenhagen zurückberufen wurde, um dort von seinem Könige das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu empfangen.

Der spanische Gesandte, der Commandeur Moreno

y Dayiz hielt offenes Haus für Hof und Stadt. Seine Bälle waren prachtvoll und elegant. Bei solchen Gelegenheiten ließ er für die Damen ein eigenes Ankleidezimmer in Bereitschaft halten, in welchem von den reichsten Kaschemir-Shawls bis zur geringsten Kleinigkeit herab, alles was zur Toilette gehört, im Ueberflusse zu finden war. Und es geschah nicht selten, daß die kostbaren Shawls, welche natürlicher Weise von den Damen unbenutzt blieben, am folgenden Tage von dem eben so freigebigen, als lebenslustigen Wirthe irgend einer liebenswürdigen Schauspielerin, Tänzerin oder Sängerin überschickt wurden. Die Künstler priesen ihn als ihren Mäcen; seine Zimmer waren mit ihren Werken angefüllt, aber auch in den Hütten der Nothleidenden war er bekannt. Ein Feind aller Intriguen und Ränke, war er beim Könige sehr gern gesehen; ja, zwischen Carl Johann und ihm herrschte fortwährend ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß. Die politischen Unruhen in Spanien verursachten in diesem Lande oft Geldmangel; die spanischen Gesandten an fremden Höfen wurden längere Zeit nicht bezahlt, und zuweilen gerieth Moreno dadurch in die größte Verlegenheit, aus der ihn nicht selten die reiche, in jüngern Jahren reizende Sängerin, Madame Fredenheim zog. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Schweden, hatte ihr Moreno seine Huldigungen dargebracht, welche keineswegs verschmäht worden waren und bis zu seinem Tode fuhr er fort, sie jeden Vormittag zu besuchen. Aber auch Carl Johann kam dem spanischen Gesandten oft zu Hülfe, wie der Leser aus einem folgenden Kapitel ersehen wird.

Der preußische Minister, Geheimer Legationsrath von Tarrach erschien, obgleich mit einer schwedischen Gräfin von Rosen vermählt, deren Brüder bei dem Könige sehr gut angeschrieben waren, doch nur bei feierlichen Gelegenheiten an Carl Johanns Hof. Herr von Tarrach war allerdings ein sehr gebildeter und artiger Mann, aber von nicht sehr geschmeidigem Wesen und in seinen diplomatischen Berührungen etwas zurückhaltend. Er wohnte seit langer Zeit in Schweden, so daß er nur dem Namen nach ein Preuße war, und doch war er den Schweden und namentlich der schwedischen Regierung zu wenig gewogen, um sich bei der seinigen kräftig für jene zu verwenden.

In den ersten Jahren nach Carl Johann's Thronbesteigung befanden sich die französischen Gesandten am schwedischen Hofe in einer fatalen Stellung. Sie waren natürlicher Weise sehr legitimistisch gesinnt, denn diese Parthei hatte damals die Oberhand. Auf Geburt und königliches Blut legten sie einen übertrieben hohen Werth und ihr äußerlich unterthäniges Benehmen gegen einen Regenten, dessen Geburt im Dunkel gehüllt war, stand in offenem Widerspruche mit ihren innern Vorurtheilen. Zugleich kämpfte in ihrer Brust die Eitelkeit, einen Landsmann mit dem Purpur der Wasa bekleidet zu sehen, mit der Demüthigung, die sie empfanden, in Schweden einem Manne Huldigungen darbringen zu müssen, den sie in Frankreich über die Achsel angesehen hätten: die Dankbarkeit für die kräftige Hülfe, die Carl Johann im Kampfe Europa's gegen Napoleon der Restauration geleistet hatte, mit dem Verdruß, diese Dankbarkeit

einem Kinde der verhaßten Revolution, einem frühern Jacobiner, zollen zu müssen. Natürlicher Weise blieb ihnen nichts übrig, als den Aerger in sich zu verschließen und die diplomatischen Formen zu beobachten, aber der häufige Wechsel der Gesandten bewies, daß sie sich's alle angelegen sein ließen, sobald als möglich dem Zwange zu enteilen, in den sie mehr durch ihre eigenen Gefühle und ihre Einbildung, als durch die Stellung der Dinge versetzt wurden.

Der Kaiser Alexander ehrte Carl Johanns Thronbesteigung durch eine außerordentliche Botschaft, und die Wahl des Botschafters erhöhte noch den Glanz und die Wichtigkeit dieser Ehrenbezeigung. Dieser Botschafter war nämlich des Kaisers vertrauter Günstling, den er zu geheimen und wichtigen Aufträgen oft gebraucht hatte, der damalige Kriegsminister, Fürst Czernicheff, ein Mann von dem feinsten Tone, der ausgesuchtesten Eleganz in seiner Kleidung und einem hohen Begriff von seiner Unwiderstehlichkeit bei dem schönen Geschlechte, die man ihm freilich nicht hätte streitig machen können, wären seine Züge eben so edel gewesen, als sein Wuchs vollkommen war. Natürlicher Weise wurde er in Stockholm der Löwe des Tages. Seine Kleider schienen nicht angezogen, sondern auf ihm festgewachsen zu sein; keine Falte war zu sehen, die nicht berechnet war; vom Kopfe bis zum Fuße war alles untadelhaft. Seine Beinkleider von weißem Seidentricot waren so fein und saßen so vortrefflich, daß man nur aus ihrer Farbe die Gewißheit schöpfen konnte, der Graf habe bei seiner Toilette noch einen andern Kammerdiener gebraucht, als die Na-

tur. Die blitzenden Juwelen an dem Säbelgriffe und der Glanz der Diamanten an den Ordenssternen, womit die Brust bedeckt war, erlaubten dem Blicke nicht, lange auf der strahlenden Gestalt zu ruhen und bildeten auf diese Weise einen Vorwand für die Schüchternheit einiger übertrieben sittsamen Damen.

Czernicheff's Benehmen stand in vollständigem Einklange mit seiner Kleidung. In Gegenwart von Monarchen war er ein feiner Hofmann, unter Kriegern Soldat, unter Staatsmännern ein feiner Diplomat und in Gesellschaft des schönen Geschlechts der liebenswürdigste Mann der Welt. Bei einem Hofballe setzte er sich in der großen Gallerie neben Frau von Lilienheim, eine der schönsten Damen der Hauptstadt, und während er sich mit ihr unterhielt, nahm Graf de la Gardie, damals auch General, an der andern Seite der schönen Dame Platz.

„A présent, Madame," nahm de la Gardie das Wort, „vous voilà gardé par deux généraux."

„Cependant," antwortete Czernicheff schalkhaft, „il n'y a du danger que pour la garde," eine Antwort, welche einen doppelten Sinn enthielt, eine Artigkeit für Frau von Lilienheim, und ein Wortspiel mit de la Gardie's Namen, so, daß die Phrase eben so gut bedeuten konnte, die Schönheit der Dame sei für Beide oder nur für de la Gardie gefährlich. Letztere Anlegung stimmte mit Czernicheffs Begriff von seiner eigenen Liebenswürdigkeit vollkommen überein. Bei irgend einer Gelegenheit hatte er geäußert, kein Frauenzimmer sei im Stande, ihm zu widerstehen. Diese

Worte kamen den schönen Frauen der schwedischen Hauptstadt zu Ohren, ehe Czernicheff selbst dort auftrat. Das weibliche Selbstgefühl fand sich verletzt und, obgleich Niemand die verführerischen Eigenschaften des glänzenden Russen leugnen konnte, so fand er doch in ganz Stockholm nur Herzen von Stein und kalte Höflichkeit. Der König selbst aber war außer sich vor Freude über Czernicheff's Ankunft und zeigte dies durch sein ganzes Benehmen gegen ihn. Daß der Kaiser eine so ausgezeichnete Person an ihn gesendet, um ihm zur Thronbesteigung offiziell Glück zu wünschen, schmeichelte dem Könige und beruhigte ihn hinsichtlich der Pläne, die Alexander für seinen Mündel, den Prinzen Wasa, im Schilde führen konnte. Ganz Europa mußte in Czernicheff's Sendung einen Beweis von Achtung erkennen, denn an allen europäischen Höfen kannte man den kaiserlichen Günstling.

Wenn einerseits dieser Ueberblick, so flüchtig und unvollständig er ist, den Leser überzeugen kann, daß im Anfange der Regierung Carl Johann's, Stockholm ein diplomatisches Corps besaß, das in jeder andern größeren Hauptstadt an seinem Platze gewesen wäre, so darf man nicht vergessen, zu erwähnen, daß auch die Schweden der höheren und reicheren Klasse, den Fremden ihre Salons öffneten, welche andern Hauptstädten an Luxus und Eleganz nicht nachstanden. Der Graf von Engeström, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein redlicher Vaterlandsfreund, aber beschränkt im Cabinette, trug in seiner ganzen Erscheinung den Stempel eines grand seigneur, und benahm sich auch

als solcher in seinen Salons, welche beinahe alle Tage von Gästen aus allen Nationen wimmelten. Seine Gemahlin, eine geborne Polin, stolz auf ihre vierhundertjährigen Ahnen und ihre Besitzungen im Vaterlande, sprach gern von ihren Schlössern in Polen, bis einst Carl Johann selbst diese kleine Schwachheit auf eine scherzhafte Weise rügte. „Das Ministerhaus, das Sie in Stockholm bewohnen, ist doch von Stein" — sagte der König zu ihr — „während Ihre großen Schlösser in Polen doch nur Holzbaracken sind." Sie war keineswegs schön, aber eine Dame von Bildung, Welt und feinem Tone. Man behauptet, den Huldigungen, die der dänische Minister ihr dargebracht, habe mehr Politik als Neigung zum Grunde gelegen, denn ihr Gemahl hatte vor ihr keine Geheimnisse. Auch gereicht es ihr zur Ehre, einem Gelehrten, wie dem Bischofe Agardh, als er noch jung und unbekannt war, ihre Freundschaft geschenkt zu haben. In dem Lexicon berühmter schwedischer Männer lesen wir, Agardh habe in Gesellschaft der Frau Gräfin von Engeström Gelegenheit gefunden, Dänemark, Norddeutschland und Polen zu bereisen.

Uebrigens befand sich damals in dem Hause des schwedischen Staatsministers ein weit anziehenderer Magnet, als die angenehme Lebensweise und die liebenswürdige Gastfreiheit des gräflichen Paares, nämlich: die von einem Nachfolger gepflückte Blüthe *), die der hämische Tod in fremdem Lande zerstörte und deren Andenken un-

*) Die Tochter des Grafen von Engeström, vermählt mit dem Freiherrn von Stjernéld, gestorben in Nizza.

ser großer Dichter Tegnér einige unvergeßliche Zeilen gewidmet hat.

Während von Wetterstedt, Engeström's absoluter Gegensatz, feiner und schlauer als Staatsmann, leichter und angenehmer im Umgange, aber auch nicht so redlich, aufrichtig und wohlmeinend, schon als Hofkanzler seinen Chef sowohl in persönlichem Ansehen, als in den Geschäften weit überragte, verdunkelte der Salon der Gräfin Wetterstedt an Pracht, Ueppigkeit und Wechsel der Vergnügungen alle andern der Hauptstadt. Paris, London und Petersburg konnten in in dieser Hinsicht nichts Besseres bieten. Eine Zerstreuung verdrängte die andere, keine Fete war der andern gleich, alle waren ausgesucht, unterhaltend und glänzend, eine ununterbrochene Kette von Lustbarkeiten, eine wahrhaft feenartige Lebensweise fand statt, so daß man auf den Gedanken kommen mußte, die Unkosten würden aus einer jener unerschöpflichen Geldbörsen, von denen wir im Feenmährchen gelesen, bestritten. Und wenn im Sommer die Gräfin sich auf einige Wochen nach ihrem prachtvollen Lustschloß Finspång begab, wurden die Lustbarkeiten nicht aufgehoben, nur der Schauplatz veränderte sich.

Mit weniger Geräusch, aber nicht minder großartig lebte die Familie Brahe. Auch nachdem die Gräfin Wittwe geworden, blieb ihr Salon der höhern Gesellschaft alle Tage geöffnet. Ihre Abendzirkel wurden regelmäßig jede Woche einmal von der königlichen Familie besucht, und ihr Haus war beinahe das einzige Privathaus, das Carl Johann mit seiner Anwesenheit

ehrte. Als der Reichthum der ersten schwedischen Grafenfamilie abnahm, reichte ihr der König hülfreiche Hand. Aus mehreren Gründen lag es in seinem Plane, daß dieses Haus auf einem stattlichen Fuße leben sollte; deshalb bewilligte er, wie man sagt, der Gräfin aus seiner Privatkasse eine monatliche Summe von 1000 Thalern.

Viel bescheidener, aber doch so, daß heut zu Tage ein Beamter durch solche Lebensweise Aufsehen erregen würde, empfingen die Grafen Rosenblad und Adolph Georg Mörner Fremde bei sich. Gewiß wurden dadurch die Zirkel bei Engeström, Wetterstedt und Brahe nicht vermindert, aber die Stockholmer Gesellschaft sah darin eine Vermehrung und einen Wechsel der Zerstreuung.

Der norwegische Staatsminister stand hierin den schwedischen Beamten keineswegs nach, besonders so lange Anker diesen Posten bekleidete. Auf einer seiner Feten traf den Kammerjunker Gyldenpalm folgender Unfall: Nachdem dieser den Eid der Treue geleistet, wurde er als Uebersetzer bei der norwegischen Kanzlei in Stockholm angestellt. Das Honorar für diese Stelle reichte jedoch zum Leben nicht aus, da Gyldenpalm, wie der Leser schon weiß, ein Feinschmecker ersten Ranges war, und beinahe täglich mit dem diplomatischen Corps umging, in dessen Gesellschaft man damals viel Geld ausgeben mußte. Aus diesem Grunde hatte er sich verbindlich gemacht, der Redaction einer Hamburger Zeitung die schwedischen Neuigkeiten mitzutheilen, und erhielt einen Ducaten für jeden Brief, den er mit jedem Post-

tage einschickte. Einmal erhielt er zum Uebersetzen ins Norwegische eine Botschaft, die der König an den Storthing zu erlassen beschlossen hatte. Einige Tage später, nachdem Gyldenpalm überzeugt war, daß die königliche Mittheilung schon auf dem Wege nach Norwegen sich befände, schickte er eine Abschrift derselben nach Hamburg. Er hatte berechnet, daß dieselbe, wenn sie dem Storthing mitgetheilt wäre, zu gleicher Zeit mit der ersten Post aus Christiania eintreffen müßte. Zufälliger Weise verschob der König die Absendung dieses Aktenstückes einige Tage später, und die Folge war, daß es Wort für Wort in der Hamburger Zeitung zu lesen war, ehe es in Christiania bekannt geworden.

Carl Johann war außer sich vor Aerger und ließ strenge Untersuchung anstellen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Bald erwies sich Gyldenpalm als schuldig, und der König, bei dem jener schon seit langer Zeit schlecht angeschrieben war, ließ dem Unvorsichtigen durch den Staatsminister Anker einen tüchtigen Verweis und zugleich eine Warnung geben, nach welcher Gyldenpalm, der sich entschuldigte so gut er konnte, künftig sich zu richten versprach.

Hiermit hielt der Staatsminister die Sache für abgemacht, er vergaß Gyldenpalm's Fehler und ladete ihn wie gewöhnlich zu einem Feste ein, daß er dem Könige gab. Dieser erschien in der besten Laune, zeigte sich ausnehmend artig gegen den Wirth und alle diejenigen unter den Gästen, die er seiner Aufmerksamkeit würdigte; kaum bemerkte er aber Gyldenpalm, so überwältigte ihn plötzlich ein heftiger Zorn. Die veränderte

Stimmung des Königs entging Niemanden, und der ehrwürdige Wirth fragte mit seiner gewöhnlichen Offenheit den Monarchen, ob und auf welche Weise er das Unglück gehabt, Sr. Majestät zu mißfallen. Carl Johann verbarg dem Staatsminister nicht, daß Gyldenpalm's Anwesenheit die Ursache seiner Verstimmung sei und um die Sache wieder gut zu machen, blieb Anker nichts übrig, als auf die möglichst schonende Weise dem armen Gyldenpalm den Rath zu ertheilen, sich zu entfernen. Sobald dieses geschehen, kehrte Carl Johann's gute Laune wieder zurück und verließ ihn den ganzen Abend nicht mehr.

Unter die Ton angebenden Häuser der Hauptstadt gehörte auch das des Grafen von Ugglas, dessen Gemahlin, geborne von Stedingk, eine der liebenswürdigsten jungen Frauen der höhern Zirkel, auch für die reizendste gegolten hätte, wäre es ihr möglich gewesen, zwei gefährliche Nebenbuhlerinnen zu überstrahlen. Die eine war ihre Schwägerin, die Baronin Akerhjelm, geborne von Ugglas, deren geistreicher Umgang den Mangel an Schönheit vergessen ließ, und die mit einem Manne vermählt war, der geschaffen zu sein schien, im geselligen Leben zu glänzen; die andere war ihre eigene Schwester, die Generalin Björnstjerna, in deren Hände das Scepter der geselligen Vergnügungen übergehen sollte, wenn es einmal nach der Gräfin Wetterstedt erledigt wäre.

In seiner Eigenschaft als Generaladjutant der Landarmee, bewohnte Björnstjerna ein Stockwerk eines königlichen Gebäudes in der Königinstraße, dessen zwei-

tes Stockwerk dem Landeshauptmann in Stockholm, damals Baron Edelcreutz, als Dienstwohnung angewiesen war. Zu einer glänzenden Fete hatte der General mehr Gäste geladen, als er in seiner Wohnung beim Souper unterbringen konnte, und hatte deswegen Edelcreutz gebeten, ihm seinen Speisesaal abzutreten. Bei dieser Gelegenheit sagte der witzige General Wrede, indem er auf Edelcreutz's bekannte, gar zu ökonomische Lebensweise anspielte: „Dies ist ganz gewiß das erste Mal, daß sich im Speisesaal des Baron Edelcreutz der Geruch von Speisen verbreitet."

Der Leser sieht wohl ein, daß wir hier nur einige flüchtige Züge der Lebensweise in einigen Häusern der Hauptstadt zu entwerfen beabsichtigten. Wir könnten eine Menge anderer Häuser anführen, in denen die Gastfreiheit an der Tagesordnung war. Sogar der Justizminister Gyllenborg machte, obgleich unverheirathet und ohne eigentliches Vermögen, ein ganz hübsches Haus, wie im Allgemeinen alle höheren Militair- und Civilbeamten. Auch die Justizräthe blieben nicht zurück, der reichen Handelsherren nicht zu vergessen, deren prachtvolle Wohnungen, kostbares Hausgeräth, leckerer Tisch und glänzende Equipagen von Niemand übertroffen wurden und den Neid der Höchsten im Staate erregten.

Noch müssen wir den Leser in einen Salon führen, der, wenn auch nicht der glänzendste, doch gewiß der angenehmste war, den Stockholm damals zu bieten hatte. Ihr seht, das Zimmer wimmelt voll Menschen, und an den in dasselbe führenden Thüren erblickt man eine Menge von Männern, die Kopf an Kopf an einander gereiht,

ängstlich auf den Fußspitzen stehend, unbeweglich wie Bildsäulen und doch mit dem Ausdrucke des Entzückens auf dem Gesichte, den Athem an sich halten, um ja keinen der herrlichen Accorde, welche die schöne Wirthin der Harfe, die an ihrem Busen ruht, mit kunstgeübter Hand zu entlocken weiß, keinen der schmelzenden Töne zu verlieren, welche mit unbeschreiblichem Ausdrucke ihren Lippen entschwebten. Und welche Lippen! welches Lächeln! welche Augen! und wie verstand sie dieselben zu gebrauchen! wie konnten Stimme und Blick nach dem Gutdünken der Herrin sanft und schmelzend sein, wie die der Turteltaube, oder schalkhaft wie Astrild, oder zornig wie die einer gereizten Charite! und welch herrlicher Wuchs! welch schwebender Gang! wie wohl und klug war es berechnet, daß sie gerade dann, wenn der von ihr hervorgebrachte Enthusiasmus am größten war, wie eine flüchtige, himmlische Erscheinung verschwand und wie leer waren die überfüllten Gemächer, wenn sie dieselben verlassen hatte! ....

Nein, eine nordische Jungfrau, mag sie auch an Schönheit überlegen sein, versteht die Kunst zu entzücken und zu bezaubern nicht so, wie das Kind des Südens. In dieser Kunst hätte Italiens Tochter, Mathilde Drosco, in zweiter Ehe mit dem Obristen Montgommerie vermählt, Vorlesungen halten können, denen gewiß der junge Kronprinz mit Vergnügen beigewohnt hätte.

Als geschickter Diplomat vermittelte Baron Lagerbjelke den Schönheitsstreit zwischen den Damen Dedel und Montgommerie, ohne ihn jedoch zur Entschei-

dung bringen zu können. Mit seinem gewöhnlichen Witze malte er die Vorzüge Beider aus, ohne einer von Beiden den Sieg zuzuerkennen. Er schmeichelte Beiden, verletzte Keine. Er billigte den Geschmack des Königs vollkommen und gab dem Kronprinzen nicht Unrecht. Man brauchte kein so feiner Hofmann oder schlauer Diplomat, wie Lagerbjelke zu sein, um diesem Urtheile vollkommen beizupflichten.

## Viertes Kapitel.

Wie? Sie sprechen die Absicht aus, nur eine flüchtige Skizze des höhern geselligen Lebens zu Carl des Vierzehnten Johann's Zeit zu geben; Sie werfen einen schnellen Blick auf das damalige diplomatische Corps zu Stockholm und sagen kein Wort von dem Senior dieses Corps, von dem Fremdlinge, der von Anfang der politischen Bahn Carl Johann's in Schweden, bis zu seinem Tode ihm so nahe stand, als irgend ein Schwede; von dem Manne, der mehr als einen Faden in dem Gewebe von Carl Johann's Staatskunst in Händen hielt? Sie vergessen, daß der General Graf Peter von Suchtelen ein Vierteljahrhundert der Gesandte unsers großen östlichen Nachbarn bei uns war, daß er in unserer Hauptstadt starb und daß der, welcher den Vertrag von Sveaborg unterschrieb, in schwedischer Erde begraben liegt.

Nein, Leser! wir haben nichts vergessen: weder die tiefe Wunde, welche im Jahre 1808 Schweden beige-

bracht wurde, noch die ränkevolle Feigheit, welche im Jahre 1809 das vorletzte Glied von uns abschnitt, auch nicht die verrätherische Politik von 1812 bis 1815, welche unsern Schaden unersetzlich machte. In dem ersten und letzten Acte dieses traurigen Drama's spielte General Peter von Suchtelen eine Hauptrolle Und war es von Seite des Kaiser Alexander eine tiefe Kränkung, daß er nach dem schlechten Streiche in Finnland diesen Mann zu seinem Gesandten in Schwedens Hauptstadt ernannte, so war es auch ein Beweis von Suchtelens ausgezeichneten Eigenschaften, daß er während seines langen Aufenthaltes hier im Lande diese für Schweden so traurige Begebenheit beinahe in Vergessenheit brachte, und, vom Hofe gefeiert, von den höhern Ständen auf den Händen getragen, von dem Publikum geschätzt, die allgemeine Achtung mit sich ins Grab nahm und sogar von Vielen aufrichtig beweint wurde. Seine hohe Bildung und seine gründliche Gelehrsamkeit brachten ihm in vertrauliche Berührung mit Literaten und Gelehrten, und seine Verehrung für die schönen Künste, mit den Jüngern der Kunst. Bei ihm war diese Neigung keine unfruchtbare, die bei leeren Worten stehen bleibt; nein, er zeigte sich gegen die schwedischen Künstler, die mit ihm in Berührung kamen, als einen wahren Mäcen; er that mehr für sie, als irgend einer ihrer hochgestellten Landsleute. Als Professor Sjöborg im Jahre 1815 seinen „Versuch zu einer Nomenclatur nordischer Alterthümer" herausgab, fügte er den Exemplaren, die im Buchhandel verkauft wurden, eine schön ausgestattete Zueignung an den Erbprinzen, den Herzog Oskar von Süder-

mannland bei, dabei ließ er aber zu dem, für den General Suchtelen bestimmtem Exemplare, eine noch viel prachtvollere Zueignung drucken und, als er gefragt wurde, wie er, als schwedischer Professor, dem russischen Gesandten, demselben Manne, der hauptsächlich dazu beigetragen, Schweden Finnland zu entreißen, solchen Weihrauch streuen könne, antwortete Sjöborg ganz offenherzig: „Suchtelen zahlt immer in Banco, was ich in Reichsgeld von ihm verlange."

Seine Artigkeit und Höflichkeit gegen ausgezeichnete Männer im geistigen Gebiete glich seiner Freigebigkeit. Als Beweis geben wir hier dem Leser ein paar Briefe, die wir gerade bei der Hand haben. Der eine an den Professor Schwarz, Secretair der Academie der Wissenschaft, lautet wie folgt:

Monsieur!

Tout en repressant de ne pas avoir en hier le plaisir que je n'étais promis, de Vous posséder, je m'en suis pas moins à Votre souvenir amical. Agréez Monsieur. mes remercimens pour les deux signatures, dont Vous voulez bien enrichir ma collection. J'ai à la vérité cette de la reine Christine, mais comme elle est du tems de son séjour à Rome d'une manière tout à fait différente et que je ne possède point celle du Sully de la Suède *), Vous me faités un cadeau intérressant à tout égard.

Je profiterai avec grand plaisir de Votre invitation

*) So nannte Suchtelen den berühmten Reichskanzler Axel Oxenstjerna.

pour jeudi matin et me trouverai chez Vous, Monsieur, vers les onze heures, persuadé que je ne pourrais voir avec plus de fruit les collections de l'académie, que par les yeux du digne membre qui en soigne la conversation et dont je me félicite tant d'avoir fait la connaissance. Pourrai je me flatter après cela que Vous voudrez me dédommager de la privation d'hier, en m'accompagnant de là à ma petite campagne, d'où je Vous ferai ramener le soir chez Vous? En tout cas, veuillez, Monsieur, être persuadé de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur etc. etc.

Le 24 Juin 1811.

An einen Lehrer der Universität Lund schrieb der General am 15. Dezember 1820:

Monsieur!

Je vois par Votre lettre du 26 Novembre, que Vous avez bien voulu faire pour moi l'acquisition des Scriptoras etc. Je les attends avec l'impatience d'un amateur et Vous prie. Monsieur, d'avoir la bonté de Vous servir, pour me faire parvenir la pacotille, de telle occasion qui s'offrira la première, soit navigation, soit autre. La saison pour celle-là n'est à la verité pas bien avantageuse; mais le trajet n'est pas long. Qu'a-t-on dans ce monde sans risque?

Mon seul embarras est de Vous causer tant de peine. Nettez moi, s'il Vous plait, dans le cas de m'acquitter, en disposant de moi à Votre tour.

Agréez en attendant l'assurance de ma considération très distinguée. J'ai l'honneur d'être etc.

Die Aufmerksamkeit des General Suchtelen gegen die Literaten zeigte sich auch in seiner Gastfreiheit gegen sie. Mehrere derselben waren ein für allemal bei ihm zu Tische gebeten und außerdem war ein besonderer Tag — der Sonnabend, wenn ich nicht irre — zu literarischen Diner's festgesetzt, zu denen jedoch nicht nur wirkliche Adepten, sondern auch Verehrer der Literatur und der schönen Künste geladen waren. Im Allgemeinen hielt Suchtelen offene Tafel; wer aus den gebildeten Klassen ihm einmal vorgestellt worden, war ein für allemal bei ihm eingeladen und diese Einladungen waren sowohl hinsichtlich des lehrreichen Umgangs, wie auch der Vortrefflichkeit seiner Küche und seines Kellers von hohem Werthe. Erst in den letzten Jahren seines Lebens, nachdem ein fremder Einfluß in seinem Hause die Oberhand gewonnen, wurde in dieser Hinsicht eine gewisse Reform eingeführt. Daß General von Suchtelen im geselligen Leben des diplomatischen Corps den Mittelpunkt bildete, daß er oft große ceremonielle Diner's, prachtvolle Abendzirkel und glänzende Bälle gab, bedarf kaum einer nähern Erwähnung. Zuweilen, namentlich wenn er durch eine große Fete des Kaisers, seines Herrn, Namens- oder Geburtstag feierte, ward ihm auch die Ehre zu Theil, die Mitglieder des schwedischen Königshauses bei sich zu bewirthen. Zuweilen widerfuhr ihm die noch größere Auszeichnung, daß er sie ohne Ceremoniell auf seiner hübschen Villa Ulriksdal empfing, welche früher von Beylon bewohnt, auch jetzt noch nach ihm genannt, von Suchtelen jedes Jahr verschönert wurde. Dort hielt er, wie in der Stadt, offene Tafel und das diplo-

matiſche Corps beſonders ſtattete ſeinem Neſtor fleißig Beſuche ab. Aber nicht genug, daß er ſich täglich von einem großen Geſellſchaftskreiſe umgeben ſehen wollte, er ertheilte auch dem Publikum die Erlaubniß, in ſeinen geſchmackvollen Anlagen zu ſpazieren, wo er an mehreren Stellen Schaukeln, Carouſſels, große Vogelbauer u. ſ. w. hatte einrichten laſſen. Je mehr das Volk, ohne ſich um die Anweſenheit des Wirthes zu kümmern, in ſeinem Parke ſich beluſtigte, deſto größer war Suchtelens Freude. Während der ſtrengen Jahreszeit, welche in Schweden den Herbſt, den Winter und den Frühling in ſich faßt, machte er jeden Abend ſeine Parthie Whiſt und wenn man von der Straße aus den Salon nicht erleuchtet ſah, ſo war dies ein ſicherer Beweis, daß der Geſandte ſelbſt ausgebeten war.

In gewiſſer Hinſicht konnte man ſagen, der Graf Suchtelen habe ein dreifaches Vaterland und in anderer Hinſicht, er habe gar keins. In Holland geboren, trat er, ſchon dreißig Jahre alt, mit Obriſtlieutenants-Rang in ruſſiſche Dienſte; dreißig Jahre ſpäter ließ er ſich für die übrige Zeit ſeines Lebens, das beinahe noch eben ſo viel Jahre dauerte, in Schweden nieder. Allerdings hielt er ſich dort in der offiziellen Eigenſchaft eines ruſſiſchen Botſchafters, alſo als Fremder auf; aber er war bei uns ſo vollkommen naturaliſirt, daß er eher ſeine Stelle, als ſeinen Wohnſitz in einem Lande aufgegeben hätte, in welchem er neben dem Grabe ſeines Bruders ſich das ſeinige hatte bauen laſſen.

Seine kleine, unanſehnliche Geſtalt paßte ganz zu ſeinem anſpruchsloſen, beinahe an zu große Höflichkeit

grenzenden Benehmen, das von ihm berechnet war, um den natürlichen Unwillen der Schweden gegen eine Person zu besänftigen, dessen erste Bekanntschaft als Feind ihnen so theuer zu stehen gekommen war, obgleich er später als Freund ihr verletztes Gefühl zu versöhnen wußte. Jedoch stach diese studirte Selbstverläugnung und Demuth in Worten und Geberden sehr gegen die große Rolle ab, die er als Diplomat, als Mäcen, als Gelehrter, besonders in den Kriegswissenschaften, und als grand seigneur spielte. Man sah den kleinen, magern, mit gebeugtem Haupte sitzenden alten Mann beinahe nie anders in Stockholms Straßen, als in seinem mit sechs Pferden bespannten Staatswagen; aber kein Bettler nahm vor ihm die Mütze ab, kein Bekannter grüßte die mit Schwedens und Rußlands Orden geschmückte Excellenz, ohne daß der alte Herr sein Haupt entblößte und mit dem Federhute den Gruß erwiederte.

Jedermann kennt die Freigebigkeit der russischen Regierung gegen ihre Gesandten und weiß, daß sie in der letzten Zeit von ihren Diplomaten besser bedient worden ist, als irgend eine andere europäische Macht. Daß der russische Hof in so wichtigen Zeiten, wie das erste Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts war, seinem Gesandten in einem Nachbarstaate, wie Schweden, und besonders einem Manne, wie den General Peter von Suchtelen, hinreichende Mittel ertheilte, um dort mit Glanz auftreten und die Pläne seines Herrn fördern zu können, liegt in der Natur der Sache. Er bezog ein sehr bedeutendes Gehalt, so bedeutend, daß der Bezug eines einzigen Jahres für manchen schwedischen Edel-

mann ein recht hübsches Kapitalvermögen gebildet hätte, und doch reichte dieses Einkommen für die Ausgaben des Generals Suchtelen nicht hin. Zweimal bezahlte der Kaiser seine Schulden im Betrage von 100,000 Rubeln. Endlich verkaufte er an das kaiserliche Museum seine kostbaren, seltenen Sammlungen, und sein Haushalt wurde unter die Verwaltung oder Aufsicht des Botschaftsrathes, Kammerherrn Bodisco gestellt. Letzterer theilte dieses Geschäft mit seinem Bruder, dem Oberst, der ebenfalls bei der Gesandtschaft angestellt war. Diese von dem Kaiser anbefohlene Vormundschaft fiel, so zart sie auch ausgeübt wurde und so sehr man sie auch zu verbergen suchte, dem alten Diplomaten sehr schwer. Man beschränkte weder die Wahl noch die Anzahl der Gäste; allein die Gäste minderten sich von selbst, als Küche und Keller an Vortrefflichkeit nachließen. Man legte der Neigung, seine Sammlung zu vermehren, keine Hindernisse in den Weg; aber die Verkäufer verschwanden von selbst, als der Käufer nicht mehr so große Preise bieten konnte.

Uebrigens wurde auch in anderer Beziehung Graf Suchtelen von russischer Seite scharf bewacht. Seine Vorliebe für Schweden, sein allgemein bekannter Vorsatz, in jedem Falle da zu leben und zu sterben, sein vertraulicher Umgang mit vielen Schweden hatte nach und nach, obgleich Rußland gerade aus diesem letzten Umstande den größten Nutzen zog, dennoch bei dem Selbstbeherrscher ein gewisses Mißtrauen erweckt; man gab sorgfältiger auf die Schweden Acht, mit denen er sich in vertrauliche Gespräche einließ und hinderte den Wirth

und seine Gäste sich offenherzig gegen einander auszusprechen, ein Zwang, den Beide auf die peinlichste Weise empfanden.

Es war ganz natürlich, daß Carl Johann den russischen Botschafter und dieser den König scharf beobachtete. Zwei so erfahrene Diplomaten verstanden es vortrefflich, durch allerlei Mittel ihren Zweck zu erreichen und allerlei Leute in gehörige Thätigkeit zu versezzen. Ein sonderbarer Zufall fügte es, daß in den letzten Jahren von Suchtelens Leben seine und des Königs Wahl auf dieselbe Person fiel, welche auch den Auftrag Beider annahm und denselben zu beiderseitiger Zufriedenheit ausführte. Dazu bedurfte es allerdings einer mehr als gewöhnlichen Schlauheit, Verschlagenheit und Weltkenntniß; aber diese Eigenschaften besaß der General-Consul Dehn in reichem Maaße. Demselben religiösen Glauben zugethan, welchem der Sage nach der damals regierende König der scandinavischen Halbinsel ursprünglich angehört haben soll *), war Dehn, als Marschall Bernadotte in Hamburg commandirte, Associé eines großen Banquierhauses gewesen, hatte die Bekanntschaft des Marschalls gemacht und war mit ihm in nähere Berührung gekommen. Dehn war nämlich so glücklich, nicht nur des Prinzen Geldangelegenheiten zur größten Zufriedenheit zu besorgen, sondern auch noch in den Liebeshandel desselben mit der schönen Gräfin Pappenheim den Vermittler zu spielen; eine Verbindung, die mit Liebe begann, mit

*) Vergleiche den 1. Theil.

Politik endigte, und wobei Dehn's und der Gräfin Ruf, welche Beide in den Annalen der Zeit als elende Intriguanten *) geschildert werden, wenig gewann. Die Launen des Schicksals trennten den französischen General und den jüdischen Banquier auf einige Zeit; später jedoch ward ihre Verbindung noch enger und wichtiger. Der Prinz von Ponte-Corvo wurde schwedischer Thronfolger und das Banquierhaus, dem Dehn vorstand, wurde bankerott.

Carl Johann wußte Dehn's feinen, angenehmen und unterhaltenden Umgang, sowie seinen außerordentlichen Scharfsinn in der Besorgung und Ausführung schwieriger Geschäfte zu würdigen, verwendete ihn sogleich und half ihm dadurch wieder auf. Den Auftrag, welchen Dehn an die Gräfin Pappenheim zu überbringen hatte, lassen wir hier unberührt. Ihr war am Ende des Befreiungskrieges die Ehre, die Freude und der Trost zu Theil geworden, den damaligen Helden des Tages, den Kronprinzen von Schweden, unter ihrem Dache zu bewirthen. Dagegen wissen wir mit Bestimmtheit, daß Carl Johann den Juden Dehn sowohl in finanziellen als in politischen Angelegenheiten verwendete, und zwar Anfangs nur auf fremdem Boden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Dehn für diese Aufträge gut bezahlt wurde, da er vom Augenblicke seiner Ankunft in Schweden bis zu seinem Tode eine jährliche Rente von 5000 Thalern aus der Privatkasse des Königs bezog.

*) Mémoires de Mr. de Bourienne 10. Band. Vergl. die Schrift 1720, 1772, 1809.

Ob diese Zahlungen immer regelmäßig flossen, gehört nicht hierher.

Unter verschiedenen Vorwänden besuchte Dehn mehrere europäische Staaten und setzte sich mit Personen in Berührung, die Carl Johann zu kennen oder für sich zu gewinnen wünschte. Dehn's Geschicklichkeit als Agent politique non avoué war unübertrefflich. Als solcher hielt er sich während des berühmten Congresses in Wien auf *). Als nach ihrem Sturze sämmtliche Napoleoniden sich wieder in das Privatleben zurückzogen, wurde der Purpur für sie eine unnütze Last. Um nun keinen Neid zu erregen oder sich neuen Verfolgungen bloßzustellen, ferner um bedeutende Ländereien ankaufen zu können, deren Verwaltung sie als große Gutsbesitzer ihre übrigen Tage widmen konnten, beeilten sie sich ihre schwere Juwelenschreine in noch schwerere Geldkisten zu verwandeln. Auf einmal gab es eine solche Menge von Edelsteinen zu verkaufen, daß der Werth derselben bedeutend fiel und der, welcher baares Geld anzubieten im Stande war, sich Brillanten von jeder Größe und Schönheit, sowie Edelsteine von allen Farben um die Hälfte des wahren Werthes verschaffen konnte.

Carl Johann verwendete große Summen auf den Ankauf derselben, wollte aber nicht als Käufer erscheinen. Dazu hatte er gewichtige Gründe. Erstens hätte man daraus den nicht unrichtigen Schluß ziehen können, er habe in dem letzten Kriege bedeutende Summen für seine Privatkasse erworben; dann hätte er sich, wären

*) Siehe 2. Theil, 8. Kapitel, erster Auftritt.

seine Ankäufe bekannt geworden, den Napoleoniden gegenüber, mit denen er zum Theil verwandt war, in ein falsches Licht gesetzt, und endlich hätte sein Auftreten als Käufer den Preis der zu verkaufenden Juwelen unfehlbar zum Steigen gebracht.

Dehn wurde also erwählt, um alle diese Hindernisse zu beseitigen und die Brillanten, welche vor Kurzem, freilich nur auf wenige Augenblicke, die jetzt gebrochenen Diademe verjagter Fürsten geschmückt hatten, wanderten in die gut verwahrten Kisten des Kronprinzen von Schweden.

Vielleicht aus Eitelkeit, wahrscheinlich aber in der Absicht, sich den Zutritt in die höhern Zirkel zu erleichtern, hatte Dehn den Kronprinzen um das Ritterkreuz des Nordsternordens gebeten und auch die Zusicherung desselben erhalten. Sein Eifer, seine Geschicklichkeit und Brauchbarkeit verdiente allerdings eine Anerkennung; aber der König fürchtete, die in Schweden herrschenden Vorurtheile zu verletzen, da Dehn nicht zur Staatskirche gehörte und Associé eines fallirten Hauses gewesen ist. Er schlug einen Mittelweg zwischen diesen Vorurtheilen und seinem Versprechen ein, und ertheilte Dehn den Wasaorden. Dadurch fand sich Letzterer beleidigt statt geschmeichelt, denn diese Auszeichnung verschaffte ihm nicht das Ansehen, nach dem er strebte und dessen er zur Ausführung seiner schwierigen und kitzlichen Geschäfte wohl bedurfte. Er nahm keinen Anstand, seine Unzufriedenheit offen zu erkennen zu geben und erklärte sich sogar bereit, den erhaltenen Orden wieder zurückzusenden. Diese Bestimmtheit in Dehn's Benehmen, diese

Feinheit in der Form, verbunden mit diesem Nachdruck in der Sache, die Art und Weise womit er dem Könige alte Versprechungen ins Gedächtniß zurückrief, endlich auch die Furcht, seine Dienste zu verlieren, wenn seine Wünsche nicht erfüllt würden, dies Alles siegte über jegliche Bedenklichkeit. Dehn wurde Ritter des Nordsternordens und hatte nun zwei Orden statt einen, die er auch beide zu tragen nicht ermangelte.

Sogar Dehn's Ernennung zum General-Consul in Berlin verursachte ihm viele Schwierigkeiten; sie waren jedoch nur Vorboten größerer Verlegenheiten, die ihn in die peinlichste Lage versetzten. Er sah sich nämlich in der preußischen Hauptstadt von seinen Gläubigern hart bedrängt und, nachdem er das geheime, höchst wichtige Geschäft, für das neue schwedische Regentenhaus durch Vermittelung des preußischen Oberst, Kammerherrn Fürst Wittgenstein, mit dem preußischen Hofe abgeschlossen hatte, verließ Dehn Berlin und ließ sich in Stockholm nieder. Wollte man ihn dort auf Verlangen seiner Gläubiger festnehmen, so protestirte er dagegen, indem er sich auf seine dienstliche Stellung in Preußen bezog; wollte man ihm in Berlin etwas anhaben, so behauptete er, er sei in Schweden ansäßig, während er doch nur zufälliger Weise, unter dem Vorwande Carl Johann's Güter zu verwalten oder zu revidiren, sich dort aufhielt. Diese Beschäftigung war weder die einzige, noch die wichtigste, die ihm übertragen war; er wurde besonders dazu benutzt, allgemeine und Privatverhältnisse auszuforschen. Es lag in der Natur der Sache, daß die Verhältnisse im Hause des russischen Botschaf-

ters für Carl Johann von großem Interesse sein mußten. Dehn's angenehmer Umgang, witzige und unterhaltende Conversation, umfassende Bildung — denn die ernste Lektüre war in freien Stunden seine liebste Beschäftigung — seine tiefe Weltkenntniß und viel Berührungspunkte mit den meisten Celebritäten der Zeit, dies Alles machte ihn zum willkommenen Gaste in General Suchtelen's Hôtel. Es dauerte nicht lange, so war Dehn dort wie das Kind im Hause und machte regelmäßig die Whistpartie des Grafen. Aber der schlaue Wirth merkte bald die Nebenabsicht des schlauen Gastes bei seinen häufigen Besuchen. Weit entfernt jedoch, seit dieser Entdeckung den General-Consul Dehn nicht so gern mehr bei sich zu sehen, verdoppelte der alte Suchtelen im Gegentheil seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen ihn. Die beiden Diplomaten, der officielle und der geheime, durchschauten sich gegenseitig, besprachen sich, verstanden sich .... und so wurde denn der General-Consul Dehn eine doppelt wichtige Person, bald wußte er dem Könige etwas vom russischen Botschafter, bald dem russischen Botschafter etwas vom Könige zu erzählen. Ein Mann von Dehn's Erfahrung und Weltklugheit mußte ohne Zweifel das schwedische Sprüchwort kennen: „Etwas für etwas, und nichts für nichts ...“

Die Persönlichkeit des Grafen Suchtelen, sowie seine seltenen und reichen Sammlungen zogen alle Fremden von Auszeichnung, welche Stockholm besuchten, mit magnetischer Kraft nach dem russischen Gesandtschaftshôtel. Nicht selten ließen sich Fremde bei Suchtelen

einführen, ohne bei Hofe vorgestellt zu werden; aber nie ward ein Fremder bei Hofe vorgestellt, der Suchtelen's Haus nicht besuchte. Dies konnte als Regel gelten. Suchtelen's Ueberraschung war daher groß, als man ihm in der Mitte der zwanziger Jahre erzählte, ein polnischer Graf halte sich schon einige Wochen in der schwedischen Hauptstadt auf, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, die Bekanntschaft des russischen Botschafters zu machen. Das Erstaunen und die Unzufriedenheit des Letzteren wurde um so größer, als er erfuhr, daß der Fremdling sich Czapcky nenne, dessen Familie Suchtelen sehr genau gekannt hatte. Es wurden mehrere Personen in Bewegung gesetzt, um Czapcky dahin zu vermögen, wenigsten die Suchtelenschen Sammlungen in Augenschein zu nehmen. Dieser lieh dem Vorschlage ein geneigtes Ohr und fand sich an einem Vormittage in der Bibliothek des Generals ein. Letzterer hatte den Befehl gegeben, ihm Czapcky's Ankunft sogleich zu melden und trat wie durch Zufall ebenfalls ein; die Folge war, daß der Pole, wider seinen Willen, die Bekanntschaft des Gesandten machen mußte. Kaum war dies geschehen, als Suchtelen mit offenen Armen dem jungen Mann entgegen ging und mit der größten Herzlichkeit seine Freude darüber ausdrückte, einen Mann zu treffen, dessen beide Oheime seine intimsten Freunde waren.

„Es thut mir leid" — erwiederte der Pole kalt — „den Irrthum Ew. Excellenz aufklären zu müssen, ich habe keinen Oheim."

„Wie" — fiel Suchtelen erstaunt ein — „meine

alten Freunde, die Grafen Czapcky, sollten nicht Ihre Oheime sein, mein Herr?«

»Diese Menschen waren Verräther an der heiligen Sache der Freiheit, Verräther an der Selbstständigkeit ihres Vaterlandes, Verräther an dem unglücklichen Polen und solche Leute erkenne ich nicht als Verwandte an.«

Als russischer Beamter konnte General Suchtelen unmöglich das Gespräch fortsetzen, seine Eigenschaft als Wirth aber verbot ihm, den aufbrausenden Jüngling mit harten Worten zurecht zu weisen. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte er ihm den Rücken und begab sich in sein Zimmer zurück. Czapcky fuhr noch einige Zeit fort, sich in der Bibliothek umzusehen, worauf er sich entfernte, ohne im Geringsten Rücksicht darauf zu nehmen, daß er sich bei dem russischen Gesandten befände. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, den Leser mit dem General Suchtelen zusammen zu führen und wollen ihn nur noch auf die Medaille aufmerksam machen, die dem Andenken desselben geschlagen wurde und die als Kunstwerk sowohl, als hinsichtlich der Aehnlichkeit und edlen Einfachheit wirklich schön genannt zu werden verdient. Die Medaille stellt auf der einen Seite Suchtelens wohlgetroffenes Brustbild ohne Umschrift dar, und auf der andern Seite liest man die Worte: „Tessera amicitiae"; im Uebrigen weder Zierrath, noch Laubwerk, noch sonst ein Sinnbild.

## Fünftes Kapitel.

Aus dem vorhergehenden Kapitel wird der Leser eingesehen haben, daß der Hof im Anfange der Regierung Carl's des Vierzehnten, in seiner Lebensweise Abwechselung und Interesse genug darbot, obgleich die königliche Familie damals nur aus drei Personen bestand. Staatsangelegenheiten und Privatgeschäfte nahmen die Zeit des Monarchen in Anspruch; der Kronprinz war ein zwanzigjähriger Jüngling, und die Prinzessin, welche seit der Entfernung der Königin, deren Abwesenheit länger dauerte, als daß man Hoffnung hegen konnte, sie wieder zu sehen, die einzige Dame bei Hofe war, näherte sich ihrem siebzigsten Jahre. Aber diese Fürstin war Luise Ulrice's Tochter und Gustav des Dritten Schwester. Obgleich nun die Vergnügungen und Lustbarkeiten ihr nicht mehr auf dem Fuße nachfolgten, seitdem sie den Frühling und Sommer ihres Lebens überstanden hatte, so widmete sie doch noch gern den Herbst

desselben einem Geschlechte, das Luise's und Gustav's Zeiten nur vom Hörensagen kannte.

Aufrichtige Theilnahme für den neuen Thronfolger, der, hätte sie sich ganz zurückgezogen, mit Ausnahme von großen Aufwartungen, den Umgang mit Damen aus den höhern Zirkeln entweder ganz vermissen, oder sich allein unter denselben bewegen mußte, veranlaßte die Prinzessin, die höheren geselligen Kreise der Hauptstadt, in welcher Sophie Albertine durch leichten, ungezwungenen, liebenswürdigen Umgangston immer noch glänzte, abermals durch ihre Gegenwart zu erfreuen. Sie gab zu verstehen, daß sie in allen Gesellschaften, zu denen der Kronprinz die Einladungen annähme, selbst erscheinen werde. Die Hof- oder Staatsbeamten, welche damals ein Haus machten, ließen sich dies nicht zweimal sagen. Sie freuten sich, in ihren Salons die Erinnerungen an schöne vergangene Zeiten und die Hoffnungen für die Zukunft, die alte Fürstin und den jungen Kronprinzen vereinigt zu sehen. Es war allerdings eine sonderbare Vereinigung zwischen Frühjahr und Winter; eine Sprosse des gestern aufgeblühten Lorbeers, umflochten mit dem Laube der Eiche, deren Wurzeln sich in die vergangenen Jahrhunderte verloren; Pflanzen aus dem warmen Süden und dem kalten Norden; die im hohen Purpur erglänzende, aufsteigende Sonne und das milde Licht des im Westen untergehenden Gestirns.

Während des Winters verging selten eine Woche, in der nicht eine Fete gegeben wurde, welche Oscar und Sophie Albertine beiwohnten. Aber sobald der Sommer in der Natur Leben und Wärme verbreitete,

ſagte die Prinzeſſin der Hauptſtadt Lebewohl, reiſte auf ihr geliebtes Tullgarn, wo die lang erſehnte Ruhe ſie erwartete, und überließ den Kronprinzen die Reiſen und Luſtlager, die er in ſeines hohen Vaters Geſellſchaft beſuchte.

Carl Johann ſelbſt fand wenig Vergnügen an Theater, Muſik, Bällen und großen Geſellſchaften; die Zeit, welche Regierungsangelenheiten und Privatgeſchäfte ihm übrig ließen, verwendete er zu Mahlzeiten, bei denen, außer dem Hofdienſte, einige höhere Beamte und Perſonen aus der Provinz, die ſich zufällig in Stockholm aufhielten, erſchienen; ferner zu kleinen Abendgeſellſchaften in ſeinen Gemächern, oder richtiger geſagt, in Fräulein Koskull's Wohnung, wohin auch einige Perſonen geladen wurden. Dieſe Wohnung, dieſelbe, welche früher der Königin Wittwe Sophie Magdalene gehörte und nach der Rückkehr der Königin Deſideria von dem Reichsmarſchall Brahe eingenommen wurde, war kurz nach Carl Johann's Thronbeſteigung ſeiner erklärten Geliebten angewieſen worden. Zu dieſen über alle Beſchreibung angenehmen Abendzirkeln eingeladen zu werden, galt für eine große Gunſtbezeigung. Hier war Alles vereinigt, was der ausgeſuchteſte Luxus, die feinſte Eleganz, Ueberfluß und Vortrefflichkeit der Erfriſchungen zu bieten im Stande war. In dieſem geſchloſſenen Kreiſe, in welchem ein leichtes, intereſſantes Geſpräch die angenehmſte Zerſtreuung bildete, fand der König ſein größtes Vergnügen und brachte ſtets die beſte Laune mit. Unbeſchränkte Freiheit und Ungebundenheit in Sprache und Benehmen war hier geſtattet

und es darf kaum bemerkt werden, daß diese Freiheit nie in Zügellosigkeit ausarten konnte. In dieser Hinsicht vergaß Carl Johann nie den Anstand, und die Gäste beiderlei Geschlechts gehörten zu der Blüthe des Hofzirkels. Unter denselben befanden sich auch die Gräfinnen Brahe und Tersmeden, an Gustav des Dritten Hof unter dem Namen Gräfin Wrede*) bekannt.

Oft vertheilte Carl Johann in diesem kleinen Kreise an die Damen allerlei Geschenke, welche nur durch den Geber Werth erhielten. Sie bestanden gewöhnlich in Abbildungen des Königs, bald Medaillen, bald Gypsabdrücke, beinahe immer in geschmackvolle goldene Rahmen gefaßt, die in Paris gemacht waren. Sie boten wenigstens den Vortheil dar, daß man sie als Wandzierde lange aufbewahren konnte; mit den Schmucksachen aber, die der König zuweilen verschenkte, verhielt es sich freilich anders. Vortrefflich gearbeitet und glänzend ausgestattet, verriethen diese Juwelen beim ersten Blick einen Werth, der ihrem Aeußern entsprach. Hierin täuschte sich jedoch der hohe Geber eben so sehr, als der Beschenkte. Die Juwelen waren ein wirkliches noli me tangere, denn bei der geringsten Feuchtigkeit, Wärme oder Berührung verloren sie ihren Glanz, ihre Farbe, ja zuweilen ihre Form; doch dieser französische Kram kam natürlicher Weise in wichtigen Fällen, wo es wirklich galt, eine eigentliche Belohnung zu ertheilen, nie zum Vorschein.

Die Verbindlichkeiten und die Dankbarkeit, welche Carl

*) Vergl. den Mohren 2. Band, 15. Kapitel.

Johann, Carl dem Dreizehnten schuldig zu sein glaubte, verschwand nach dem Tode desselben nicht. Die Aufmerksamkeit, die Carl Johann seinem Vorgänger während seines Lebens erwiesen, dauerte auch nach seinem Tode für sein Andenken fort. Den fünften Februar — Carl des Dreizehnten Todestag — hielt Carl Johann stets heilig. An diesem Tage hielt er keinen Staatsrath, ertheilte keine Audienzen, nahm keine Aufwartungen an, sah keine Fremden, und war nur für seine nächsten Umgebungen zugänglich. Das Schloß Rosersberg war nur deswegen Carl Johann's Lieblingsaufenthalt, weil auch Carl der Dreizehnte für diesen Ort eine große Vorliebe gezeigt hatte; der neue König brachte zuweilen, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, mehrere Wochen nacheinander dort zu und nahm so viel Leute mit sich als das Schloß fassen konnte. Die Grafen Brahe, Engeström, Wetterstedt, de Geer, Ugglas, Björnstjerna mit ihren Gemahlinnen, Baron Akerhjelm mit der seinigen; Fräulein Koskull, die Grafen de la Gardie, Lagerbjelke, Skjöldebrandt, Adolph Georg Mörner, Cederström, der Staatsminister Anker, Frau von Dedel und ihr Mann und mehrere Andere bildeten den geselligen Kreis in Rosersberg. Der hohe Wirth wollte nur fröhliche Gesichter sehen und wünschte, daß man allen Vergnügungen sich hingäbe, die das Schloß darbot, mit Ausnahme des Spiels, gegen das er einen wahren Abscheu hegte. Selbst rührte er nie eine Karte an; richtete sich jedoch in dieser Hinsicht nach der Landessitte, und erlaubte das Kartenspiel bei großen Feten auf dem Schlosse

in Stockholm. Ja, er trieb in dieser Hinsicht die Nachsicht sehr weit. Auf der großen Assemblée im Börsengebäude, welche am Neujahrsabend von dem ganzen Hofe besucht wird, waren die Zimmer neben dem Tanzsaale mit Spieltischen angefüllt. Beim Eintritt des Monarchen erhob sich Alles; er nahm aber einen Platz im Sopha ein, ließ sich mit dem Einen oder Andern der Anwesenden in ein kurzes Gespräch ein und rief den Andern freundlich zu: „Ne Vous dérangez pas, Messieurs, je Vous en prie.“ Als er nun sah, daß man dennoch Bedenken trug, in seiner Gegenwart das Spiel fortzusetzen, schickte er sogleich seine Adjutanten und Kammerherren herum, um den Herren zu sagen: „es sei des Königs bestimmter Wunsch und Wille, daß das Spiel fortgesetzt werde“.

Den Sommer brachte der König hauptsächlich auf Reisen und Lustlagern zu. Dieser letzte, für das Land so unendlich theure Zeitvertreib, erweckt um so mehr Verwunderung und Aerger, als diese Spielereien für einen Heerführer, der auf dem Schlachtfelde oft genug dem Tode ins Auge geschaut hatte, nicht mehr den Reiz der Neuheit haben konnte. Auch Gustav der Dritte war ein großer Liebhaber solcher Lustlager, bevor er im Kriege unter scharfen Patronen und tausend Mühseligkeiten die Gefahren zu verachten gelernt hatte. Damals spielte er auch mit Pulver; aber er betrachtete das Ganze als eine Art von Festlichkeit; empfing unter seinem Zelte die fremden Gesandten, gab dort Conzerte, Tafel, Souper's; ja Bälle. Dies war unter Carl Johann nicht der Fall. Allerdings wurde zu Manöverzeiten die sogenannte Burg auf dem Hügel

Ladugårdsgärdet in und auswendig verziert und geschmückt; aber es wurde nur als eine Ruhestelle für die königliche Familie betrachtet, und nur des Königs Namens- und des Kronprinzen Geburtstag am 4. Juli wurde dort durch einen Ball gefeiert.

Mit Ausnahme von Rosersberg, das von der Hauptstadt zu weit liegt, um es zu einem Aufenthalte von einigen Tagen benutzen zu können, gefiel sich der König auf keinem der verschiedenen Lustschlösser der frühern schwedischen Könige. Drottningholm war ihm zu groß für den kleinen Zirkel, von dem er sich täglich umgeben zu sehen wünschte; Haga erinnerte ihn zu sehr an die beiden letzten Gustave, wie auch Ulriksdahl an des Vierten Mutter und des Dritten Wittwe. Darum beschloß Carl Johann für sich und das neue Königsgeschlecht, dessen Stammvater er war, eine Villa in der Nähe von Stockholm zu erbauen. Seine Wahl fiel auf den Thiergarten, wo die Natur schon so viel gethan hatte, daß der Kunst wenig zu thun übrig blieb. Was aber noch geschehen konnte, um Carl Johann's Villa, Rosendahl genannt, und den Weg dahin zu verschönern, geschah im reichsten Maaße. Dankbar vergalt die Natur die Verschönerungen, welche am Park vorgenommen wurden; aber die bedeutenden Summen, die er an das Gebäude verwendete, gingen für ihn so wie für die Kunst verloren. Eine Feuersbrunst legte das eben aufgeführte Haus in Asche und unglücklicherweise gingen mehrere kostbare Gemälde von Fahlcrantz und andern Meistern dabei zu Grunde. Durch dieses Unglück ließ sich jedoch der König in seinem Vorsatze, an dieser Stelle ein Land-

haus zu erbauen, keineswegs erschüttern. Neue Mittel wurden angewiesen und aus der Asche erhob sich ein neues Gebäude, dem man allerdings Solidität, Pracht und Geschmack im Aeußern und Bequemlichkeit im Innern absprechen muß, das aber dennoch Summen gekostet hat, für die man ein des Stifters und seines Geschlechtes würdiges Schloß hätte bauen können. Die zahlreichen Mängel des neuen Schlosses wurden durch die Pracht der Einrichtung und des Hausgeräthes nicht als aufgewogen. Carl Johann fand an dieser seiner Schöpfung großes Wohlgefallen und während der guten Jahreszeit verging selten ein schöner Tag, an welchem nicht der König, wenn es seine Gesundheit und die Geschäfte erlaubten, sein liebes Rosendahl besuchte. Bei den Diner's, welche er dort gab, nahm er es nicht übel, wenn das Publikum sich bis an die Fenster des Speisesaals drängte und bei den großen Festen, die er zur Feier der Namens- und Geburtstage seiner Familie mit Musik und Feuerwerk veranstaltete, fand er Freude an dem großen Zulaufe der ungebetenen Gäste aus der Hauptstadt, welche den Park und die Gärten von Rosendahl anfüllten.

Von dem Augenblicke an, als Rosendahl der erklärte Lieblingsaufenthalt des Königs war, zog sich die ganze zerstreuungssüchtige Welt im Sommer nach dem Thiergarten. Caroſſen, Reiter, Fußgänger drängten sich; wer auf Mode und Eleganz Anspruch machte, mußte dort eine Villa haben. Im Anfange erhielten die Sommervergnügungen des Stockholmer Publikums dadurch neues Leben und neuen Reiz; aber bald artete die Sache

aus und wurde, was sie jetzt noch ist und wahrscheinlich bleiben wird, ein farben- und freudenloses steifes Vergnügen. Die kleinen anspruchslosen Erfrischungsbuden, welche man hier und da im Grünen erblickte, mußten prachtvollen Kaffeehäusern und Casinos, die anmuthevollen, zerstreut liegenden Landhäuser einer langen schlecht gebauten Vorstadt weichen, welche Derjenige, der im Thiergarten die schöne Natur und nicht die Masse von Gebäuden sucht, zu durchwandern gezwungen ist. Die Waffelbude und die übrigen Belustigungshäuser für das Volk mußten verschwinden, um den neuen Gebäuden Platz zu machen; mit ihnen verschwand aber auch das eigentlich poetische, pittoreske Volksleben im Thiergarten, das seit vielen Jahren dort bestand und durch die Lyra unseres Nationalsängers Bellmann verschönert und verewigt wurde; dort fand dieser seine herrlichsten Eingebungen, die besten Typen für seine bunte Bildergallerie. Sogar die Schaukeln und Wippen, jene Vergnügungen der Seeleute und Straßenjungen, haben der modernen Civilisation weichen müssen. Jetzt ist der Thiergarten ein höchst prosaisches Mittelding zwischen Salon und Landaufenthalt. Keine Contraste, keine Abwechselung, kein Leben! Man fährt, man reitet, man geht im Thiergarten auf und ab, um zu sehen und gesehen zu werden. Keine kleinen Diner's oder Souper's im Grase mehr; man speist jetzt unter Dach, wie in der Stadt, keine Zurückgezogenheit oder Einsamkeit ist mehr möglich, man wird eben so bemerkt, wie in den Straßen der Hauptstadt. Allerdings hört man dort keinen unanständigen Lärm mehr, kein Geräusch, mit Ausnahme der Wagen-

räder und des Hufschlags der Pferde; kein Freudengeschrei; kein lautes Gelächter, kein Gespräch, ausgenommen unter den kleinen Gruppen, welche leise, wie im Audienzsaal, die Alleen durchschleichen. Man verzehrt seinen Punsch oder sein Eis bei Davidson im Thiergarten, gerade so wie bei Davidson in der Königinstraße; man sieht die königliche Familie vorüber fahren und nun rechnet nach, wie viel Bekannte man getroffen, und der Zweck des Spazierganges oder der Spazierfahrt ist vollkommen erreicht.

Uebrigens lag diese Veränderung durchaus nicht in Carl Johann's Absicht. Er sah gern das Volk lustig und munter sich bewegen und begegnete er auf seinen Fahrten nach Rosendahl Volksmassen, aus deren Kleidung er auf Wohlstand, aus deren Anzahl er auf Geselligkeit und Freude schloß, so ließ er sich von dem Scheine und seinen Schmeichlern täuschen, er glaubte, die tägliche Entstehung neuer Gebäude im Thiergarten sei ein sicherer Beweis des gesteigerten Volkslebens, und Niemand in seiner Umgebung besaß Einsicht oder Muth genug, ihn darüber aufzuklären. Unglücklicherweise hinderte ihn für seine guten Absichten und für die Vergnügungen des Volkes der Mangel an Sprachkenntniß, sich von Zeit zu Zeit, wie es Gustav der Dritte that, von seinem Wagen und seiner Umgebung zu trennen und allein, oder an dem Arme eines Vertrauten, mit rundem Hut und Mantel, in die Volksgruppen zu mischen und mit Leuten aus allen Klassen, in ihren Häusern oder auf öffentlichen Plätzen Gespräche

anzuknüpfen. Nur solche Fürsten, die mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, sind im Stande, sich durch die harte Schaale der Welt einen Weg zu bahnen zu dem Kerne, in dem die Wahrheit liegt; diese Wahrheit aber bleibt dem, der vom Wagen oder vom Pferde herab das Volk beschaut, ewig verborgen.

Was die Vergnügungen des neuen Thronfolgers betrifft, so haben wir schon erwähnt, daß er zuweilen in Begleitung der Prinzessin einige Privatgesellschaften besuchte. Im Theater sah man ihn häufig und zuweilen nahm er an den Liebhabertheatern, welche bei Hofe Statt fanden, thätigen Antheil. Einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zeit widmete er der Musik, spielte mit Auszeichnung das Fortepiano und trat sogar als Componist auf; am Trauermarsch Carl's des Dreizehnten legte er eine Probe ab. Die deutschen Zeitungen hielten sich darüber auf und es wurden über die Ehre, die ein Kronprinz im Triumphe suche, die eigentlich einem Capellmeister gebühren, verschiedene Urtheile gefällt. Der Chevalier Coupé de St. Donat, früher im Stabe des Prinzen von Ponte-Corvo angestellt, hielt sich im Sommer 1818 einige Zeit in Stockholm auf und zeigte eine schwärmerische Bewunderung und Ergebenheit für Carl Johann. Er konnte sich gar nicht darüber trösten, daß der Kronprinz Oskar, dessen Name zum erstenmal in Europa erschallte, als Componist Aufsehen erregte, statt als Staatsmann oder als Soldat die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Auf die öffentlichen Angelegenheiten wirkte Oskar eben so wenig ein, als auf das öffentliche Leben; der König, sein Vater, gestattete ihm keinen Einfluß weder auf die Politik noch auf geselliges Leben.

## Sechstes Kapitel.

### Erster Auftritt.

Der rothe Salon neben der großen Gallerie auf dem Schlosse zu Stockholm.

Der König: „Es freut mich, daß wir uns verstehen, Baron Boye; es lag nur an Ihnen, das zwischen uns Statt findende Mißverständniß aufzuklären; Sie hätten sich unmittelbar an mich wenden sollen.“

Der Revisionssecretair Boye: „Ew. Majestät werden sich gnädigst zu erinnern geruhen, daß ich mich mehrere Mal zur Audienz gemeldet habe, von dem Kabinetskammerherrn aber nicht nur schriftlich eine abschlägige Antwort, sondern auch zugleich die Mittheilung erhielt: Ew. Majestät hätten sich ein für allemal geweigert, mich zu empfangen.“*)

*) Der Verfasser hat dieses Billet des Kabinetskammerherrn an den verstorbenen Baron Ludwig Johannson Boye selbst gelesen.

Der König: „Es ist nicht das erste Mal und wird vermuthlich auch nicht das letzte Mal sein, daß meine Meinung schlecht verstanden und mein Befehl entstellt wird. Ich glaubte Ursache zu haben, mit Ihrem Benehmen unzufrieden zu sein, dies äußerte ich ganz offen in Gegenwart meines Kabinetskammerherrn und zwar gerade in dem Augenblicke, wo Sie eine Audienz verlangten, die ich Ihnen, wegen überhäufter Staatsgeschäfte, abzuschlagen gezwungen war. Der dumme Mensch hat daraus den Schluß gezogen, er habe Sie ein für allemal abzuweisen. Sie hätten aber selbst einsehen sollen, daß es sich unmöglich so verhalten könne und der Sache näher auf den Grund kommen sollen. Denn, obgleich Sie viele Feinde haben — ich will aufrichtig mit Ihnen reden, und Sie wissen es ja wohl selbst — obgleich viele Ihnen bei mir zu schaden gesucht haben, so besitzen Sie doch auch einige Freunde, die sich gewiß ein Vergnügen daraus gemacht hätten, Sie in dieser Angelegenheit aufzuklären. Der Graf Wetterstedt ist Ihnen gewogen, so auch der junge Graf Brahe; an diese wenden Sie sich, sollte es später noch einmal vorkommen, daß mein Benehmen gegen Sie in einem andern Lichte erscheint, als Sie es wünschen."

Boye: „Bewahre der Himmel, mein gnädigster Herr! Ew. Majestät edelmüthige Versicherung genügt mir in jeder Hinsicht. Die gnädigen hochsinnigen Worte, welche Ew. Majestät heute an mich zu richten geruhten, bieten mir Ersatz für die Leiden, die ich ausgestanden habe, so lange ich befürchten mußte, Ew. Majestät mißfällig zu sein, diese Worte sind mein einziger Schutz gegen die Angriffe unsinniger Revolutionsmänner, die

mich seit langer Zeit als Zielscheibe ihrer Bosheit betrachten.

Der König: „Ich weiß es recht gut und dies Loos trifft Jeden, der für Grundsätze kämpft. Die Ihrigen stützen sich auf das Erhalten des Bestehenden, allerdings die kräftigste Stütze des Volkes. Diese Grundsätze ehre ich, so wie alle geistreichen Männer, die sie vertheidigen. Schweden ist noch lange nicht reif für die neuen Lehren, welche unreife Producte der Einbildung einiger Enthusiasten sind, die bei Umwälzung bestehender Verhältnisse Alles zu gewinnen, nichts zu verlieren haben. Die Erfahrung, die langsam reifende Ueberzeugung, wird den wahren Werth dieser Lehre offenbaren.*) Glauben Sie mir, Baron Boye, in unseren Zeiten wandelt ein König nicht auf Rosen. Ich für meine Person wäre glücklicher gewesen, hätte ich mein Leben ruhig auf einer schönen Besitzung im milden Frankreich zugebracht; ich besaß hinreichendes Vermögen, um mir alle Genüsse zu verschaffen; die Erinnerung an meine Thaten genügte meinem Ehrgeize.**) Aber Schweden berief mich auf den Thron; es bedurfte eines Königs, der mit der ganzen Kraft seines Willens der überhand nehmenden Fluth verderblicher Lehren einen Damm entgegensetzte; ich brachte Glück und Ruhe zum Opfer, weil ich es als Pflicht betrachtete, das Vertrauen dieses Volkes nicht zu täuschen.“

*) Carl Johann's eigene Worte.

**) Carl Johann's eigene bei einer Audienz an den Verfasser gerichtete Worte.

Boye: „Die Liebe des Volkes ist Ew. Majestät Lohn.“

Der König: „Das Volk? .... nun, ich will es glauben; aber unter demselben giebt es Brauseköpfe, denen selbst die Vorsehung nichts recht machen könnte,“ (mit einem scharfen Blick auf Boye) „es giebt überall versteckte Gustavianer.“

Boye: „Bei Gott, Ew. Majestät! ich glaube kaum, daß man in ganz Schweden ein halbes Dutzend zusammen brächte. Was mich persönlich betrifft, so weiß ich recht gut, daß meine Feinde meinem Benehmen und meinen politischen Ansichten diese Farbe zu geben suchen. Der vorige König hat mich während seiner ganzen Regierung gnädig behandelt und mir bei verschiedenen Gelegenheiten Gutes gethan. Daß ich dafür dankbar war und ihm, so lange er mein König war, nach Verstand und Gewissen, mit Eifer und Treue diente, ist wahr. Aber eben so wahr ist es, daß ich, von dem Augenblicke an, als er König zu sein aufhörte und Ew. Majestät Schwedens Schutzgott wurden, Dero hohen Person und Familie die Gefühle der tiefsten Unterthänigkeit, Liebe und Ehrfurcht widmete, wie es die Pflicht eines jeden Unterthans ist.“

Der König (mit heiterer Miene und milder Stimme): „Ich glaube Ihnen, Baron Boye, und ehre Ihre Dankbarkeit gegen den frühern König, gegen den Sie, wie Sie sagen, persönliche Verbindlichkeiten hatten. Ihr ritterliches Benehmen gegen Ihren Wohlthäter ist mir Bürge Ihrer künftigen Anhänglichkeit an mich, wenn ich einst in den Fall kommen sollte, etwas

für Sie thun zu können. Gerade solcher Menschen bedarf ich. Sie haben den Muth, solche Grundsätze zu vertheidigen, welche die Würde und das Ansehen der königlichen Macht, die sonst den Angriffen der Herren Ihres Standes gar zu gern ausgesetzt ist, aufrecht erhalten. Wie viel, glauben Sie wohl, würde mir der Kaiser von Rußland für alle die Schreier auf dem Ritterhause geben?“*)

Boye verbeugte sich tief und schwieg.

Der König: „Genug, wir verstehen uns; ich zähle auf Sie, wenn es gilt, die conservativen Grundsätze zu vertheidigen; leben Sie wohl!“

Carl Johann, der während des ganzen Gespräches stehen geblieben war und seinen dreieckigen Hut in der einen Hand gehalten hatte, streckte jetzt die andere, mit dem gewöhnlichen grünen Castorhandschuh bekleidet, dem Revisionssecretair Boye entgegen, der sie ehrfurchtsvoll berührte und sich nach einer tiefen Verbeugung entfernte.

## Zweiter Auftritt.

Derselbe Ort.

Der König: „Willkommen Herr von Rosenschöld, es freut mich, Sie zu sehen. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und lassen Sie uns mit einander sprechen.“

Carl Johann setzte sich in eine Ecke des Sophas

*) Carl Johann's eigner Ausdruck.

und nach wiederholter Einladung nahm der Professor Eberhard Munk von Rosenschöld neben ihm Platz.

Rosenschöld: „Ew. Majestät sind gar zu gnädig; ich hatte nicht einmal gehofft, heute das Glück zu haben, von Ew. Majestät empfangen zu werden. Gestern Abend kam ich in Stockholm an, meldete mich heute Vormittag um 11 Uhr bei dem Kabinetskammerherrn und jetzt, um halb drei Uhr, habe ich schon das Glück, eine Audienz von Ew. Majestät zu erhalten.“*)

Der König: Sie sehen, wie angelegen ich es mir sein lasse, Freunde bei mir zu empfangeu und daß ich Sie den Letzteren beizähle . . . Welche Ursache führt Sie in die Hauptstadt? wünschen Sie etwas von mir?

Rosenschöld: „Alle meine Wünsche für Ew. Majestät sind erfüllt, da ich Sie, gnädigster Herr, bei guter Gesundheit und guter Laune treffe. Schweden hat keinen höhern Wunsch, es weiß, daß in diesem Falle Ew. Majestät für das Wohl des Landes arbeiten können und wollen.“

Der König: „Ich wünschte, von allen Ihren Landsleuten so gut wie von Ihnen gekannt zu sein. Die Zeitungen führen eine ganz andere Sprache. Man scheint hier zu Lande nicht begreifen zu wollen, daß die Preßfreiheit einen andern Zweck hat, als Tadel und Ehrenschändung.“

Rosenschöld: „Eine zügellose Presse kann ich

*) Diese Worte sind einem schriftlichen Aufsatze des verstorbenen Professors v. Rosenschöld entnommen.

nicht billigen, noch weniger vertheidigen, aber Ew. Majestät dürften sich gnädigst erinnern, daß in England die Presse die Höchsten im Staate angreift, ohne daß diese darunter leiden oder sich nur im geringsten darum kümmern.“

Der König: „Mag sein. Dort besteht eine alte Constitution; die geselligen Verhältnisse sind dort bestimmt und geregelt und die Gewohnheit ist zum Gesetze geworden. Aber in Schweden verursachen solche Mißbräuche Unordnung und böses Blut, denn hier ist die Freiheit ein neugebornes Kind. Vor dem Jahre 1809 kannte man hier nichts anderes als Tyrannei oder Anarchie.“

Rosenschöld: „Im Grunde verhielt es sich allerdings so und gerade deswegen betraten wir nach der Revolution von 1809 eine uns bis jetzt unbekannte Mittelstraße, ein durch Gesetze beschränktes Königthum, welches in der Hand Ew. Majestät zum Urbild der vortrefflichsten aller Republiken geworden ist.“

Der König (lebhaft, lächelnd und mit einem durchdringenden Blicke auf Rosenschöld): Die Republik, ja .... dies wäre etwas! .... Was mich betrifft, so wäre ich lieber Mitbürger einer Republik als König! in der ersteren Stellung hat man weniger Verantwortlichkeit, weniger Sorgen, weniger Kummer und Aerger. Undank erntet man allerdings überall; aber in einer Republik vertheilt er sich auf eine große Menge von Menschen, so, daß den Einzelnen nur ein ganz geringer Theil trifft. Ein König aber ist die Zielscheibe des allgemeinen Undankes.

Rosenschöld: „Hätte die Revolution von 1809 unter Leitung Ew. Majestät Statt gefunden, der an der Spitze der Heere und der Staatsverwaltung einer Republik Lorbeern und Eichenkränze sich erworben, so hätte vielleicht Schweden eine Staatsverfassung bekommen, welche . . . .

Der König fällt ihm in die Rede: „Meinetwegen soll Schweden die Verfassung annehmen, die es will; Euer Land ist zu arm, um einen königlichen Hof zu unterhalten. Ein Präsident wäre weit besser.“

Rosenschöld: „Da Ew. Majestät in jedem Falle des Staates Oberhaupt bliebe, so hängt es ganz und gar von der Weisheit Ew. Majestät ab, die Verhältnisse nach den Umständen und zum Besten des Landes zu ändern und zu bestimmen.“

Der König: „Auch ist es meine Absicht, beim nächsten Reichstage selbst meinen Ausschluß aus dem obersten Gerichte zu beantragen. Mein Recht, in demselben zu sitzen, streitet gegen die Grundsätze der Freiheit und der constitutionellen Regierung. Bei einer solchen müssen die Rechte und Pflichten des Staatsoberhauptes genau abgewogen sein; es ist Sache des Königs, Gerechtigkeit zu üben und jedes Abweichen von derselben strenge zu ahnden, nicht aber bei der Rechtspflege selbst thätig zu sein. Der ruhige und schnelle Gang der Gesetze soll ganz besonders einer väterlichen Regierung am Herzen liegen. Je mehr Gerichte, desto schnellere Rechtspflege. Deswegen habe ich den Beschluß gefaßt, für

Schwedens südliche Provinzen ein neues Hofgericht zu errichten. Was sagen Sie dazu?"

Rosenschöld: "Wenn es für Schonen gestiftet und dorthin versetzt wird, so können Ew. Majestät des lebhaften Dankes der Einwohner dieser wichtigen Provinz versichert sein. Sie beklagen sich schon lange über die Unbequemlichkeit, unter einem so weit entfernten Gerichte zu stehen, an den die Prozesse sich zu sehr häufen, um schnell erledigt zu werden. Auch in finanzieller Hinsicht wäre es eine Wohlthat für die Provinz; es käme dadurch Geld in das Land, ein dringendes Bedürfniß nach dem Bankerott des Disconto-Büreaus in Malmö. Die Einrichtung dieses neuen Hofgerichts wäre also in jeder Hinsicht der Weisheit Ew. Majestät würdig."

Der König: "Ganz wohl, mein Freund. Sie sind ein Mann von tiefen Einsichten, großem Verstande und gesundem Urtheil. Ich habe stets meine Blicke auf Sie gerichtet. Ich ahnte, daß Sie in dieser Sache meine Ansichten theilen und rechne auf Sie, wenn auf dem nächsten Reichstage diese Angelegenheit zur Sprache kommt."

Rosenschöld: "Ew. Majestät können sich vollkommen auf mich verlassen."

## Dritter Auftritt.

Dieselbe Stelle.

Der Generallieutenant Baron Boye verbeugt sich tief; der König betrachtet ihn mit unzufriedenen, durchdringenden Blicken.

Der König: „Nun! ich habe Sie lange nicht gesehen! Sie kommen nur zu mir, wenn Sie Geld brauchen.“

Boye: „Ew. Majestät haben immer Recht; diesmal ist der Zweck meiner unterthänigsten Aufwartung . . .“

Der König heftig einfallend: „Geld zu verlangen, nicht wahr?“

Boye: „Ja wohl, Ew. Majestät!“

Der König: „Zum Teufel, wann wird dies einmal ein Ende nehmen? Glauben Sie, daß ich Gold machen kann? Glauben Sie, daß ich zu nichts anderem da bin, als um Geld an Leute zu verschwenden, die so schlecht damit umgehen? Wenn Ihre Ansprüche noch mäßig wären — wenn Sie sich mit 1000, 5000, 10000 Reichsthalern begnügten, — aber Ihr Gelddurst ist nicht zu stillen. Wieviel haben Sie nicht während des Feldzuges erhalten und was habe ich Ihnen nach demselben gegeben! Aber es ist, als wirft man das Geld ins Meer; ich bin dieser Geldvorschüsse müde, meine Geduld ist erschöpft und hielte mich nicht die Erinnerung an Ihr Benehmen vor Glückstadt zurück, ich würde Ihnen schon längst den Abschied aus meinen Diensten gegeben haben. Halten Sie sich vielleicht für unentbehrlich? ich will Sie vom Gegentheil überzeugen; ich gehöre nicht zu den königlichen Puppen, die nur auf Paraden oder in Lustlagern Truppen angeführt haben. Ich kenne den Krieg; ich selbst entwerfe die Pläne zu meinen Feldzügen; ich selbst führe meine Truppen ins Feuer; meine Generale hängen von mir ab, nicht ich von ihnen . . . . verstehen Sie mich?“

Boye: „An der großen Ueberlegenheit Ew. Ma-

jestät hat noch Niemand gezweifelt, am allerwenigsten wir, die wir das Glück hatten, Ihre Befehle zu vollziehen und mit einiger Sachkenntniß im Stande sind, Ihre großen Feldherrntalente zu würdigen. Indessen bitte ich Ew. Majestät mir unterthänigst zu erlauben . . .“

Der König fällt ihm in die Rede: „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen: Sie brauchen Geld.“

Boye: „Ew. Majestät sind allwissend und verstehen es im Innersten des menschlichen Herzens zu lesen; aber Ew. Majestät sind eben so großmüthig als allwissend. Die Armee ist ja das Kind Ew. Majestät und an wen können sich die Kinder in Ihrer Noth wenden, als an den gütigen Vater.“

Der König mit gerunzelter Stirn: „Nun!“

Boye: „Meine Lage, gnädigster Herr, ist schrecklich. Ein früher gemachtes Anleihen, das ich zu verlängern hoffte, muß ich jetzt mit Capital und Interessen abzahlen. Der Termin ist verstrichen und nicht genug, daß ich allein verfolgt werde, dasselbe Loos bedroht auch meine beiden Bürgen, den General Aminoff und den Landeshauptmann Arnell. Wir alle Drei sind verlorene Menschen, wenn Ew. Majestät nicht die Gnade haben, mir das Geld vorzustrecken und mir zu erlauben, die Summe nach und nach durch Abzüge von meinem Gehalte zurückzuzahlen.“

Der König mit Strenge: „Wie groß ist die Summe?“

Boye: „4000 Thaler Banco.“

Der König mit strenger Miene und mehr und mehr erhobener Stimme: „Sie sind ein Verschwender!“

Boye mit einer Verbeugung: „Ja wohl, Ew. Majestät.“

Der König: „Ein Spieler!“

Boye mit einer Verbeugung: „Ja wohl, Ew. Majestät.

Der König: „Ein Trinker!“

Boye mit einer Verbeugung: „Ja wohl, Ew. Majestät.“

Der König: „Ein Schwelger!“

Boye mit einer Verbeugung: „Ja wohl, Ew. Majestät.“

Der König, indem er ein Wort zu suchen scheint: „Sie sind . . . .“

Boye schnell und mit einer tiefen Verbeugung wie vorher: „Ein Mädchenjäger! Ew. Majestät.“ *)

Der König wendet sich und beißt sich in die Lippen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen; dann murmelt er leise: „pourtant c'est un bon diable!“ endlich sagt er laut zu General Boye: „Gehen Sie zum Kriegsrath Ullrich und sagen Sie ihm, es sei mein Befehl, daß er Ihnen 4000 Thaler Banco auszahle, unter den Bedingungen, die Sie selbst mit ihm festsetzen werden. Uebrigens ist dies das letzte Mal, verstehen Sie mich? . . . Leben Sie wohl!“

*) Historisch.

## Vierter Auftritt.

Dieselbe Stelle.

Der König zum Präsident Wirsén, der eben eintritt: „Ich war in Begriff Sie rufen zu lassen, als Sie sich zur Audienz meldeten. Ich wünsche von Ihnen zu erfahren, ob die Kronabgaben beim Staatscomptoir richtig einlaufen?“

Wirsén: „Damit geht es besser als man hoffen konnte, und dies dürfte Ew. Majestät hinlänglich bekannt sein.“

Der König in einiger Verlegenheit: „Sie hören ja, daß ich frage.“

Wirsén: „Zu meinem Leidwesen muß ich aber auch bemerken, daß Ew. Majestät meine unterthänigsten Dienste nicht mehr zu würdigen geruhen.“

Der König (erzürnt): „Was sprechen Sie da?“

Wirsén: „Wären Ew. Majestät meiner Dienste ferner bedürftig, hegten Ew. Majestät die geringste Gnade für mich, so wäre ich nicht den unverschämtesten Anfällen eines gemeinen Zeitungsschreibers bloß gegeben, der, wie seiner Zeit Grewesmöhlen, sich ganz offen rühmt, er sei von Ew. Majestät beschützt.“

Der König: „Sie meinen wohl die Anschuldigungen jenes Petersons gegen Sie und gegen die Magazindirection? Sie sollten sich erinnern, Baron Wirsén, daß König und Gerechtigkeit für Jedermann da sind, der Bettler und der Millionair, der schmutzigste Schuhputzer, so wie der, den ich mit Bändern und Orden behänge, haben gleichen Anspruch auf meine Gnade,

falls sie dieselbe verdienen; und sind eben so gut der Ungunst und der Strafe ausgesetzt, wenn sie fehlen. Ich hätte meine hohe Stellung compromittirt und noch dazu Ihre Verwaltung befleckt, hätte ich durch einen Machtspruch jene Schreier zum Schweigen bringen wollen. Werden ihre Angaben gesetzlich untersucht, so fallen sie von selbst, wenn sie ungegründet sind, und dann ist die Genugthuung um so glänzender. Ich habe deswegen Petersons Angelegenheit dem Justizkanzler überantwortet. Es thut mir leid, daß er die Rechnungen nicht so gefunden hat, daß Ihr Triumph eben so glänzend ausfallen kann, als Ihre Sprache stolz ist.“

Wirsén mit unterdrücktem Aerger: „Der Justizkanzler Turkfjell steht jetzt vor dem höchsten Richter, und mag dort sein Leben verantworten. Sein Benehmen in der Petersonschen Angelegenheit hat ihm jedenfalls wenig Ehre gemacht. Aus eigenem Antriebe hätte er sich ebenso wenig erlaubt, auf Petersons Anschuldigungen eine Klage zu gründen, als letzterer ohne dazu ermuntert zu werden, es gewagt, diese Anschuldigungen auszusprechen.“

Der König mit ironischem Lächeln: „Diese falschen und gemeinen Beschuldignngen scheinen Ihnen doch besonders wichtig und unangenehm zu sein, Herr Baron! ich verstehe wahrhaftig nicht, was er mit der etwas dunklen Phrase in seiner letzten Schrift sagen will; sie lautet, wenn ich mich recht erinnere ungefähr also: „Einige Jahre lang war ich beim Commissariate angestellt, aber unglücklicherweise verstand ich die Kunst nicht, mir auf gute Art so viel Vermögen zu sammeln, um

damit einige große Häuser in der Stadt und hübsche Güter auf dem Lande zu kaufen. Wer ehrlich sein Amt verwaltet, kann, wenn er ein armer Schlucker war, selten in aller Schnelligkeit ein steinreicher Mann werden.“

Wirsén zieht einen aufgebrochenen Brief aus der Tasche, und zeigt ihn dem Könige: „Sollten Ew. Majestät wirklich den Zweck und die Absicht von Petersons Benehmen nicht kennen, so bin ich glücklicher Weise im Stande, Ihnen darüber vollständige Aufklärung zu geben. In diesem an mich gerichteten Briefe verlangt er 5000 Reichsthaler Baneo, wogegen er sich verpflichtet seine ganz uneigennützige und patriotische Anklage zurück zu nehmen.“*)

Der König: „Der Elende! . . . und was haben Sie geantwortet?“

Wirsén: „Meine Antwort bestand darin, daß ich seinen ganzen Brief abdrucken ließ, der Morgen gratis mit den Zeitungen ausgetheilt werden wird.“**)

Der König: „Sie gaben ihm also ohne Barmherzigkeit den Todesstoß! . . . wenn indessen Armuth und Noth ihn zu diesem Schritte getrieben hat, so ist er zu hart bestraft. Oder, wie wäre es, wenn er es aus Dummheit versucht hätte, Sie auf die Probe zu stellen, um zu erfahren, wie weit sie auf seinen Vorschlag eingehen würden?“

Wirsén: „Der wahrhaft Unglückliche, gnädigster Herr, führt keine so trotzige, boshafte und schmähliche

*) Historisch.

**) Historisch.

Sprache, er sucht zu überzeugen, zu erweichen und dann hilft man allerdings gern, so viel man kann. Ist es aber der Fall, wie Ew. Majestät vorauszusetzen geruhen, daß er mir eine Grube graben wollte, so ist es nach göttlichem und menschlichem Gesetze nicht mehr als billig, daß er selbst hinein falle."

Der König höhnisch: „Mag sein! . . . doch was kümmert mich dies Alles, machen Sie Ihre Sache mit Petersons ab, wie Sie es für das Beste halten. Mir soll es sehr lieb sein, wenn Sie sich mit Ehren aus dem Spiele ziehen . . . Napoleon pflegte, wenn er einige Ursache zur Unzufriedenheit gegen den Lieferanten Duvrard zu haben glaubte, damit zu beginnen, daß er ihn zwang einige Millionen an den Staatsschatz zu zahlen."

Wirson mit Selbstgefühl: „Niemand weiß besser als Ew. Majestät, daß dieser Vergleich zwischen Frankreich und Schweden nicht passen kann. Die Finanzoperationen während des Feldzuges, erregten freilich, weil sie ein glückliches Resultat herbeiführten, großen Neid und deshalb werde ich jetzt so hart angefochten; daß sie aber ganz ehrlich und löblich durchgeführt wurden, geht schon daraus hervor, daß Alles unter Ew. Majestät Augen, oder richtiger gesagt, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, gemeinschaftlich mit Ew. Majestät unternommen wurde. Sollte es diesem Herrn Petersons oder irgend einem andern Rabulisten gelingen, jene Operationen eine falsche Farbe zu geben und die Wahrheit zu verfälschen, so werde ich zu meiner Rechtfertigung mich gezwungen sehen, einen Theil der geheimen Kriegsrech-

Digitized by Google

nungen, welche von dem verstorbenen Staatscommissar Lundius aufgesetzt und revidirt worden sind, öffentlich bekannt zu machen. Nach dem Schlusse des Reichstages von 1815 blieben diese Rechnungen bei dem Staatscommissar Frödelius verwahrt, von ihm wußte ich sie mir ohne sein Wissen zu verschaffen, und habe sie seit der Zeit bei mir behalten, wo sie sich jetzt noch befinden. Ew. Majestät werden sich gnädigst zu erinnern geruhen, daß ich auf Dero eigenen hohen Befehl den Verwahrungsort dieser Rechnungen verheimlichen, ferner, obgleich ich nur zu gut wußte, wo sie lagen, sie von Frödelius verlangen und den armen Mann, als er sie nicht fand, mit harten Worten andonnern mußte. Diese ganze Comödie mußte gespielt werden, weil Herr Ankarsparre auf dem Reichstage von 1810 so naseweis war, diese Papiere sehen zu wollen, was Ew. Majestät zu verhindern für gut fanden.*) Zu meiner öffentlichen Rechtfertigung reichen diese Dokumente vollkommen hin, und sollen, was ich jedoch nicht vermuthe, noch einige moralische Zweifel bei dem Publikum obwalten, so werde ich mich mit dem Gedanken zu trösten suchen, mein Ruf sei nicht allein gefährdet."

*) Erbittert darüber, daß er der Unterschlagung der Rechnungen zum Vorwande dienen mußte, rief Frödelius, nachdem er den Verlauf der Sache, so wie er oben gegeben, erzählt hatte, aus: „Warte nur, dieser vornehme Spitzbube (Wirsén) wird wohl auch noch einmal mürbe werden." — Aber Wirsén, der, wenn er jemand benutzte, auch gut zu belohnen wußte, sorgte dafür, daß Frödelius Thürpräsident des Staatscomptoirs wurde.

Der König milde: „Sie haben recht, ich sehe ein, daß Petersons ein Schurke ist, und sehr wohl haben Sie daran gethan, seinen schändlichen Brief zu veröffentlichen. Ich werde die nöthigen Befehle ertheilen, daß diese schmutzige Angelegenheit so bald als möglich auf gute Weise vermittelt und erledigt wird.“

## Fünfter Auftritt.

Dieselbe Stelle.

Der Cabinetssecretair meldet, daß der spanische Legationssecretair unterthänigst um Audienz bittet, welche er jedoch nicht in seinem offiziellen Charakter, sondern als Chevalier Moreno zu verlangen sich erlaube.

Der König: „Ich werde ihn recht gern empfangen.“

Moreno tritt ein. Der König erwiederte seine Verbeugung mit einem freundlichen Gruße.

Der König: „Sie haben in einer Privataudienz mit mir zu sprechen, mein Herr, worin mag diese bestehen?“

Moreno: „In den Papieren meines verstorbenen Oheims habe ich Notizen gefunden, aus denen hervorgeht, daß Ew. Majestät vor einigen Jahren so gnädig gewesen sind, ihm 3000 Thaler vorzustrecken, welche bis jetzt noch nicht bezahlt wurden; ich erlaube mir daher die Befehle Ew. Majestät zu erbitten, wann und an wen diese Schuld abgetragen werden soll?“

Der König ausweichend: „Sie erinnern mich an den Verlust eines Mannes, den ich sehr hoch schätzte; eines Diplomaten, der seinem Lande ehrlich diente, wäh-

rend er sich an dem Orte seiner Bestimmung allgemein beliebt zu machen wußte; eines Freundes, der mir persönlich ergeben war und mein ganzes Vertrauen besaß. Der Commandeur Moreno y Daviz brachte sein halbes Leben in Schweden zu, und stand in Berührung mit tausend Menschen aus allen Ständen; sein Tod hat manche Thräne gekostet, und er hinterließ keinen Feind. Das ist das schönste Loos für sein Herz und sein Benehmen. Er hat Ihnen ein schönes Beispiel hinterlassen, junger Mann!"

Moreno: „Die hohe Gnade Ew. Majestät war das höchste Glück meines seeligen Oheims, so lange er lebte und sie ehrt sein Andenken auch noch nach seinem Tode ... was die Schuld an Ew. Majestät betrifft ..."

Der König bricht ab: „Er vereinigte eine große Redlichkeit mit vieler Nachgiebigkeit und Milde; seine Zeit theilte er zwischen Arbeit und Vergnügen, das er mehr Andern als sich selbst bereitete; seine Einkünfte aber verwendete er zur Aufmunterung der Künste und zum Troste der Nothleidenden. Sein Tod war ein wahrer Verlust für meine Hauptstadt, wo er in vielen Kreisen eine Trauer verursacht und ein allgemeines Bedauern erregt hat."

Moreno: „Geruhen Ew. Majestät zu befehlen, wie das Geld ..."

Der König: „Während der häufigen Revolutionen, die in seinem Vaterlande Statt fanden, war es wohl sehr natürlich, daß das Gehalt, zu dem er berechtigt war und auf das er auch zählte, nicht immer regelmäßig einging. Ebenso natürlich war es, daß ihn

dieser Umstand in augenblickliche Verlegenheit setzte, aus welcher ihn zu ziehen mir Freude und Pflicht war. Er hat so unendlich viel für uns gethan, daß es von unserer Seite billig war, die Falten des Kummers von seiner Stirn zu verscheuchen.“

Moreno mit Schüchternheit: „Ist es mir erlaubt. Ew. Majestät eigenhändig oder Ew. Majestät Cabinetssecretair den Betrag der Schuld meines seeligen Oheims zu übergeben?“

Der König: „Nein, mein Herr, ich weiß von keiner Forderung meinerseits an Ihren seeligen Oheim.“

Moreno: „Doch habe ich in seinen Notizen sogar den Tag aufgezeichnet gefunden, an welchem er für die Summe, die Ew. Majestät ihm vorzustrecken geruhten, seine Obligation ausstellte.“

Der König: „Das ist ein Beweis seiner Ordnungsliebe und Genauigkeit. Der Commandeur Moreno und ich waren intime Freunde, und ich war glücklich, dem Ehrenmanne einen unbedeutenden Dienst leisten zu können. Intime Freunde dürfen niemals mit einander rechnen. Er drängte mir seine Obligation auf, die ich nur, um ihn nicht zu beleidigen, annahm; aber es ist nie meine Absicht gewesen sie geltend zu machen, und als man mir die traurige Nachricht von dem Tode Ihres Oheims überbrachte, quittirte ich sogleich den Schuldschein, den ich Ihnen jetzt zurückstellen will.“

Der König geht in sein Schlafzimmer, kommt nach einigen Augenblicken zurück und überreicht dem spanischen Legationssecretair den quittirten Schuldschein.*)

*) Historisch.

Moreno: „Ich weiß nicht, wie ich meine Dankbarkeit ausdrücken soll . . . .“

Der König: „Ist nicht nöthig, mein Herr; lassen Sie uns von dieser Kleinigkeit nicht mehr sprechen.“

## Sechster Auftritt.

Das Zimmer des Kronprinzen.

Oscar selbst sitzt am Klavier und spielt eine Sonate von Beethoven, um ihn herum sitzen mehrere Herren, die der Musik aufmerksam zuhören. In einiger Entfernung bilden Andere kleine Gruppen und unterhalten sich leise; Andere trinken Punsch. Nach Beendigung des Stücks steht der Kronprinz vom Instrumente auf und sagt in heiterm Tone: „Jetzt meine Freunde zu etwas Anderem, wir trinken Raabs Gesundheit und er soll uns das Lied von Telge singen.“

Gesagt, gethan. Die Gesundheit wurde getrunken und alle nahmen Platz, um zu sehen und zu hören. Raab begann. Es war mehr ein unterhaltendes Lustspiel, das er aufführte als ein Lied. Der Ausdruck seiner Stimme, seiner Gebehrden, seiner Gesichtszüge setzten alle Lachmuskeln in Bewegung, und als er mit einer Wahrheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, das Grunzen und Schreien eines Schweines nachahmte, brach ein wahrer Orkan von Gelächter und Bravorufaus, und der Kronprinz selbst machte den Anfang.

Gerade in diesem Augenblicke ging die Thüre auf und der König trat, begleitet von seinem Cabinetskammerherrn, dem diensthuenden Adjutanten und einem Ordonnanzoffizier herein.

Alle standen auf, verbeugten sich tief und blieben fest und schweigend wie die Mauern vor dem Könige stehen, Raab natürlich so gut wie die Andern.

„Laßt Euch nicht stören, meine Freunde!“ rief Carl Johann freundlich, indem er einen forschenden Blick um sich warf. — „Als ich herein trat, ging es lustig her und Euer Vergnügen ist auch das meinige. Fahrt also in Eurem Vergnügen fort.“

Der Kronprinz trat jetzt hervor und erklärte dem Könige die Ursache ihrer geräuschvollen Munterkeit.

„Nun gut!“ antwortete Carl Johann, indem er sich an Raab wendete — „Sie werden wohl die Güte haben auch mir den Genuß Ihres Talentes zu verschaffen.“

Raab befand sich in der größten Verlegenheit und beschwor mit leiser Stimme den Kronprinzen, ihn bei Sr. Majestät zu entschuldigen, indem die Ehrfurcht ihm daran hindere, in des Königs Gegenwart solche Worte zu singen und ein vierfüßiges Thier nachzuahmen.

Carl Johann antwortete, er wolle alles verzeihen, ausgenommen Raab's Weigerung, seinen Wunsch zu erfüllen.

Jetzt war kein Ausweg mehr möglich. Der Sänger mußte sich fügen. Raab nahm sich zusammen und begann. Der Kronprinz übersetzte die Worte des Liedes seinem erlauchten Vater, den der Inhalt, ganz besonders aber Raabs Vortrag und Muskelspiel köstlich unterhielt. Bei einer Stelle des Liedes jedoch, bei welcher Letzterer nach einigem Stillschweigen plötzlich zu schreien anfing wie ein angestochenes Schwein und den König mit grimmigen Blicken angrunzte, sprang die-

ser auf, seine Züge verfinsterten sich und er machte eine unwillkührliche Bewegung gegen das Degengefäß. Der Kronprinz beeilte sich, die Wolken, welche aufzusteigen drohten, zu zerstreuen und erklärte dem Könige: Raab's Benehmen gehöre zur natürlichen Vorstellung der Scene, deren Aufführung der König selbst befohlen hatte, trotz Raab's Einwendungen, daß er fürchte, die Ehrfurcht gegen den König dadurch zu verletzen.

Der Sänger, höchst bestürzt über Carl Johann's dunkle Blicke, war auf dem Punkte zu schweigen; er erhielt jedoch einen aufmunternden Blick zum Fortfahren und that es mit so viel Feuer und Talent, daß der König selbst in lautes Lachen ausbrach und nach Beendigung des Liedes an den Offizier einige gnädige Worte richtete. *)

Bald darauf entfernte sich Carl Johann mit seinem Gefolge und der Kronprinz begleitete ihn bis an die äußerste Thür seiner Wohnung.

In sein Zimmer zurückgekehrt, sagte der König: „Ich bin mit dem Umgange und Zeitvertreibe meines Sohnes recht zufrieden. Letzterer ist unschuldig und unter seinen Umgebungen giebt es keine Elemente für Intriguen und Verschwörungen.“

## Siebenter Auftritt.

Eine Wohnung im westlichen Schloßflügel.

An die weichen Kissen eines Sophas gelehnt, saß Fräulein Koskull; sie bedeckte das Gesicht mit dem

*) Die Anekdote ist historisch.

Taschentuche, die Augen waren vom heftigen Weinen roth und geschwollen; tiefe Seufzer entstiegen von Zeit zu Zeit der beklommenen Brust. Eine Thür öffnete sich leise und der König trat ein.

In den Blicken, die er auf sie richtete, sprach sich Erstaunen und Unruhe aus. Theilnehmend faßte er ihre Hand und mit zärtlicher Stimme fragte er, ob sie unwohl sei.

Fräulein Koskull: „Körperlich nicht; aber meine moralischen Leiden sind um so größer.“

Der König ernst aber gütig: „Aufrichtig gesagt, sind diese Leiden nicht etwa eingebildet? Plagen Sie sich nicht selbst auf ganz unnütze Weise? Wenn Sie, wie Sie selbst zugeben, nicht unwohl sind, so fehlt Ihnen ja nichts. Für Ihre Bedürfnisse ist weit über Ihre Wünsche gesorgt. Sie wohnen wie eine Fürstin, an Ihrer Tafel und bei Ihren Abendgesellschaften sehen Sie die ausgezeichnetsten Personen. In meinen beiden Reichen giebt es kein Haus, das auf üppigere, kostbarere und geschmackvollere Weise eingerichtet ist. Das Leckerste in Küche und Keller steht zu Ihrem Dienste. Ich habe Sie mit Juwelen bedeckt und nie haben Sie von mir ein unfreundliches oder hartes Wort erfahren.“

Fräulein Koskull: „Mit tiefer Dankbarkeit erkenne ich Ihre Gnade gegen mich, mein gnädigster Herr! .... aber mit Alle dem bin ich doch sowohl in den Augen der Welt, als in meinen eigenen, une femme perdue.“

Der König: „Grillen! .... Vorurtheile! .... Die Welt wird Marianne Koskull eben so gut den

Vorzug über Hedwig Taube, als Carl dem Vierzehnten den Vorzug über Friedrich den Ersten geben. Hat die Welt auf Gustav Adolph den Großen und Carl den Zehnten und ihre Geliebten den Stein des Vorwurfes geworfen, weil ihre Herzen etwas wärmer und stärker schlugen, als es der Katechismus vorschreibt? Warum wollen Sie, schöne Marianne, bei halbem Lichte Gespenster sehen! Genießen Sie ungestört die Freuden des Augenblicks und verlassen Sie sich für die Zukunft auf meine Liebe für Sie.“

Fräulein Koskull schwieg und seufzte tief.

Der König etwas scharf: „Sie sind heute in einer Stimmung, die eben so schwer zu ertragen, als zu erklären ist.“ — (forschend): „Ist Ihnen etwas begegnet? war Jemand hier?“

Das Fräulein mit unterdrückten Thränen: „Ja wohl! .... ich habe den Besuch meiner beiden Brüder gehabt!“

Der König mit stolzer Miene: „Und was haben die beiden Herren gesagt? Ich verlange, Marianne, daß Sie mir Alles offen wiederholen!“

Das Fräulein: „Sie haben mich durch ihre Vorwürfe und durch die Schilderung meiner Lage und des öffentlichen Urtheiles beinahe vernichtet. Sie behaupteten, ihre Ehre sei ebenso compromittirt wie die meinige. Sie forderten mich auf, wäre es auch durch das Opfer meines ganzen Wohlstandes, wenigstens Vergessenheit zu erkaufen, da doch die Herstellung meines Rufes eine Unmöglichkeit sei. Zuletzt sagten sie noch; ich sollte Ew. Majestät sogleich alles zurückgeben, was ich von Ihnen

empfangen und das Schloß in vier und zwanzig Stunden verlassen; für mein Unterkommen wollten sie schon sorgen.“

Der König (aufgebracht): „Die Elenden! .... Diese Sprache von Personen, die in meinen Diensten stehen und von ihrem Gehalte leben müssen!“

Das Fräulein: „O zürnen Sie ihnen nicht, allergnädigster Herr! Ihr Benehmen ist in jeder Hinsicht ritterlich. Morgen schon werden sie Beide ihre Abschiedsgesuche einreichen und mein jüngster Bruder will in russische Dienste treten.“

Der König überrascht: „So! in der That? . . .“ (ironisch): „Das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht gethan. Mein Bruder, der Kaiser Alexander, nimmt nicht sogleich jeden Landstreicher in seine Dienste . . .“ (Nach einer Pause fährt Carl Johann etwas sanfter fort): „Wohlan! auch ich will ritterlich handeln, wie Ihre Brüder. Marianne, ich bewillige ihnen den Abschied, den sie begehren. Ich will Dem, der russische Dienste sucht, schriftliche Empfehlungen mitgeben lassen, und mit meinem guten Freunde Suchtelen mündlich seinetwegen sprechen. Sollten sie ihren Schritt bereuen und wieder zu mir zurückkehren wollen, so steht ihnen mein Dienst wieder offen, ich will über die Vergangenheit einen dichten Schleier werfen .... Nun, Marianne, was sagen Sie zu meiner Art und Weise, mich an Ihren Brüdern zu rächen? ich sammle glühende Kohlen auf ihrem Haupte.“ *)

*) Der Auftritt der beiden Freiherrn Koskull mit ihrer

Fräulein Koskull fiel dem Könige um den Hals: „Ew. Majestät sind groß in Allem! Was Ihre Macht nicht auszuführen vermag, wissen Sie durch Ihren Edelmuth und Ihre Güte zu erzwingen. Ich unterwerfe mich dem Willen Ew. Majestät; ich gehe meinem Schicksale kühn entgegen, kümmere mich nicht um das Urtheil der Welt und bleibe hier.“

Ein zärtlicher Kuß war die Antwort und der König entfernte sich. Eine halbe Stunde später kehrte er zu ihr zurück.

Der König lächelnd: „Ein ewiger Friede ist zwischen uns abgeschlossen, schöne Marianne. Erlauben Sie mir, Ihnen den unterschriebenen Tractat zu überreichen.“

Mit diesen Worten übergab er ihr ein zusammengelegtes Papier. Als sie es auseinander schlug, fand sie in demselben eine von dem Grafen Brahe, dem Aeltern, an den König ausgestellte Obligation über 25,000 Thaler.

Carl Johann betrachtete sie mit Wohlgefallen, während sie ziemlich gleichgültige Blicke auf das eben erhaltene Geschenk heftete. Endlich rief der König aus: „Nun, Marianne, Sie sagen kein Wort? Ich dächte, die Summe wäre so unbedeutend nicht, und mit derselben ließe sich zum Nutzen und Vergnügen manches ausrichten.“

---

Schwester ist historisch, wie auch, daß sie, jedoch nur auf kurze Zeit, den schwedischen Dienst verließen, und daß der Eine den Versuch anstellte, in Rußland angestellt zu werden, was ihm jedoch nicht gelang.

Das Fräulein: „In meiner Hand, gnädigster Herr, hat diese Obligation keinen Werth. Sie ist von meinem nächsten Verwandten, von meinem persönlichen Wohlthäter ausgestellt. Wie könnte ich also dies Geld von ihm verlangen? Wenn er es zu thun im Stande wäre, so hätte er ganz gewiß diese Obligation schon längst eingelöst.“

Der König, indem er Fräulein Koskull die Wange streicht: „Sie haben ein gutes Herz! ich will Brahe's Obligation bis auf Weiteres verwahren und den Betrag für Sie verwalten.“ *)

Mit diesen Worten steckte Carl Johann den Schuldschein in die Tasche.

## Achter Auftritt.

Die Königinstraße.

Der polnische Graf Czapcky spaziert Arm in Arm mit A . . .; sie sind in einem lebhaften Gespräche begriffen, als A. in einiger Entfernung einen Vorreiter erblickt und ausruft: „Sie haben Carl Johann noch nie gesehen?“

Czapcky: „Nein!“

A . . .: „Nun gut, sperren Sie Ihre Augen auf, da kommt er.“

Czapcky: „Bleiben Sie, wenn Sie wollen; ich gehe fort.“

A . . .: „Warum?“

*) Die Anekdote ist historisch.

Czapcky: Ich will ihn nicht sehen.“

A . . .: „Warum, sonderbarer Mensch?“

Czapcky mit Wärme: „Ich habe einen heiligen Eid geschworen, nie einen König anzusehen, ehe meine Augen nicht in meinem unabhängig gewordenen Vaterlande einen eingebornen König gesehen haben.“

Czapcky sprang in ein Haus, wo er sich hinter der Thür verbarg.

Pause.

A . . .: „So kommen Sie heraus! Die königliche Equipage ist schon weit weg.“

Czapcky: „Einige Jahre lang habe ich meinen Eid treu gehalten, und komme heut zum ersten Male in Versuchung ihn zu brechen.“

A . . .: „Sie halten also Carl Johann für einen der merkwürdigsten Monarchen seiner Zeit?“

Czapcky: „Allerdings; aber dazu habe ich meine eigenen Gründe. Ich hätte Lust gehabt, von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der in den Jahren 1812 und 1813 die moskowitische Hydra hätte vernichten können und es nicht that, das Königreich Polen hätte herstellen können und es nicht wollte. Als Schwede müssen Sie meine Ansichten und Gefühle theilen.“

A . . .: „Es ist jetzt zu spät über Dinge zu grübeln, die man doch nicht mehr ändern kann. Sollte aber eine solche Gelegenheit sich wiederholen, so werden wir uns keinen Sand mehr in die Augen streuen lassen, darauf können Sie sich verlassen.“

Czapcky: „Eine solche Gelegenheit bietet sich nicht zweimal dar.“

A . . . .: „Wer weiß! . . . . „Sapiens dominabitur astris . . . .“

## Neunter Auftritt.

Ein Zimmer in der Wohnung des Oberstatthalters.

Der Oberstatthalter Baron Edelcreutz sitzt in einem Lehnstuhle an einem mit schwarzem Leder überzogenen Schreibtische; vor dem Tische steht Graf Czapcky.

Czapcky: „Mit welchem Rechte hat man mich hierher beschieden und aus welchem Grunde?“

Edelcreutz: „Ich bitte, den Ton zu mildern, Herr Graf; ich bin es, der hier zu fragen hat.“

Czapcky: „Meine Pässe habe ich schon lange vorgezeigt und man muß sie in Richtigkeit gefunden haben, denn Sie selbst, Herr Baron, haben die Güte gehabt, sie zu visiren.“

Edelcreutz: „Wäre Ihr Benehmen eben so untadelhaft, wie Ihre Pässe, Herr Graf, so hätten wir jetzt nichts mit einander zu schaffen; aber es sind mir Klagen über Sie zugekommen. Sie haben sich zum Beispiel auf eine unanständige Weise gegen den kaiserlich russischen Botschafter benommen.“

Czapcky lebhaft: „Ich hasse Alles, was mich an die Fesseln meines Vaterlandes erinnert.“

Edelcreutz: „Sie haben es sogar vermieden, Se. Majestät den König zu grüßen, als dieser auf der Straße vor Ihnen vorüberfuhr.“

Czapcky: „Ich bin nicht sein Unterthan, habe also

keine Pflichten gegen ihn und doch habe ich den Anstand beobachtet und mich seinen Augen entzogen, da ich entschlossen war, mein Haupt nicht vor ihm zu entblößen.“

Edelcreutz: „Sie besuchen schlechte Gesellschaft, Sie gehen mit schlecht gesinnten Leuten um.“

Czapcky heftig: „Wen erlaubt man sich in Schweden mit der Benennung schlechte Gesellschaft und übel gesinnte Leute zu brandmarken?“

Edelcreutz: „Die Zeitungsschreiber zum Beispiel. Man hat Sie an öffentlichen Orten in vertraulichen Gesprächen mit dem Redacteur des Argus gesehen.“

Czapcky: „Er ist ein Mann von tiefen Einsichten und schreibt ein selbstständiges Blatt.“

Edelcreutz: „Ihre Geburt und Ihre Familienverbindungen sollten Ihnen die Wahl eines bessern Umganges zur Pflicht machen.“

Czapcky: „Sie erinnern mich daran, Herr Baron, daß ich wirklich eines Stammbaums mich rühmen darf. Daß ich meine Ahnen von den Kreuzzügen herleiten kann, ist eine Kleinigkeit gegen den weit ehrenvollern und erfreulichern Umstand, daß meine Vorväter stets Leben und Vermögen für die Sache der Freiheit gegen die Sclaverei eingesetzt haben. Ich rühme mich, nicht zu der Gesellschaft zu gehören, die man in Rußland, und vielleicht auch hier, die gute nennt; denn ein paar abtrünnige Menschen, die ich früher meine Oheime nannte, erkenne ich jetzt nicht mehr als Verwandte an. Sie tragen vergoldete Fesseln, aber mit den Ketten, welche ich einige Zeit lang getragen habe, bin ich

für immer an die heilige Sache der Freiheit gebunden.“ *)

Edelcreutz: „Diese überspannten Begriffe arten sehr leicht in Feindschaft gegen Gesetze und bestehende Regierungsformen aus. Man gewöhnt sich nach und nach an den Gedanken eines Verbrechens und bereitet sich im Geheimen vor, dasselbe zu begehen. Ravaillac und Ankarström haben wahrscheinlich auf dieselbe Weise begonnen.“

Czapcky stampft mit zornigen Geberden auf die Erde: „Herr, Sie greifen meine Ehre an!“

Edelcreutz: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie hier vor dem Oberstatthalter stehen .... gerade aus Rücksichten für die edle Familie, die Sie in Ihrer Blindheit nicht anerkennen wollen, hat man mit Ihrem Benehmen zu große Nachsicht gehabt. Aber die Geduld geht zu Ende und Sie sollen erfahren, daß die Behörde, die Se. Majestät Carl Johann mit seinem Vertrauen beehrt, keinen Augenblick aufgehört habe, Sie und jeden Ihrer Schritte zu bewachen! Mit einem Worte: was ist der Zweck Ihres Aufenthalts in Stockholm?“

Czapcky stolz: „Der Herr Baron haben ja meine Päße gelesen.“

Edelcreutz: „Aus den Päßen ersieht man nur die scheinbaren Ursachen.“

Czapcky: „Sie glauben also, daß meinem Aufenthalte hierselbst auch geheime Ursachen zu Grunde liegen?“

---

*) Czapcky hatte einige Zeit als politischer Gefangener auf der Festung gesessen.

Edelcreutz: „Dies frage ich Sie?“

Czapcky: „Ueber meine Handlungen können die Menschen urtheilen; in meinem Herzen liest nur Gott.“

Edelcreutz: „Vielleicht bin auch ich im Stande, Einiges in demselben zu lesen.“

Czapcky: „Wäre dies wahr, so würde ich einen hohen Begriff von Ihrem Verstande und Ihrer Macht bekommen.“

Edelcreutz: „Wie zum Beispiel, wenn man, abgesehen von Ihrem heftigen, aufbrausenden Charakter, von Ihren schwärmerischen Begriffen, von Ihrem Umgang mit solchen Personen, welche gegen die Regierung feindlich gesinnt sind, von Ihren unvorsichtigen Aeußerungen, auch noch entdeckt hätte, daß Sie verbotene Waffen bei sich führen?“ Edelcreutz, der immer mehr die Stimme erhebt, richtet bei den letzten Worten durchdringende Blicke auf den Polen. Dieser sieht ihn unverwandt an, wird immer aufmerksamer und verfällt zuletzt in tiefes Nachdenken.

Edelcreutz triumphirend: „Sie sind geschlagen ... Sie wissen nicht, was Sie antworten sollen.“

Czapcky wie aus einem Traume erwachend: „Ganz recht! Um etwas antworten, oder richtiger gesagt, um Ihnen die Erklärung geben zu können, die Sie von mir erlangen zu wünschen scheinen, bitte ich Sie, nicht mit halben Worten, sondern klar und bestimmt die Fragen an mich zu stellen, auf die ich antworten soll.“

Edelcreutz: „Tragen Sie nicht Waffen verborgen unter Ihren Kleidern, wenn Sie ausgehen?“

by Google

Czapcky: „Ja wohl, ich gehe nie unbewaffnet aus; das ist bei mir zu Hause gebräuchlich.“

Edelcreutz: „Unter diesen Waffen befindet sich auch ein Dolch, den Sie in dem rechten Stiefelschafte tragen?“

Czapcky: „Ja wohl; das gehört zu unserer Nationaltracht. Hier ist er, wenn Sie ihn zu sehen wünschen.“ Czapcky biegt sich nieder, zieht den Dolch aus dem Stiefel und schwingt mit leichter Geberde den blizzenden Stahl.

Edelcreutz verblüfft: „Nun, was soll das heißen; warum führen Sie diese sonderbare Waffe bei sich?“

Czapcky: „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Dolch zu der polnischen Nationaltracht gehört. Ich sehe gar nicht ein, warum ich mich in Schweden weniger bewaffnet als in andern Ländern, den Angriffen der Räuber oder Satelitten der Polizei bloßgeben sollte; besonders da ein Schurke von Lohnbediente, der in Stockholm, wie in Petersburg, Wien und Paris im geheimen Solde der Polizei steht, wenn er derselben allerhand falsche Angaben über mich hinterbracht hat, vielleicht auf den Einfall kommen könnte, meine Börse in Anspruch zu nehmen; oder gar im Fall der Noth, einen Anschlag auf mein Leben auszuführen.“

Edelcreutz: „Sie sind im Irrthum. Ihr Lohnbedienter hat nichts gegen Sie ausgesagt.“

Czapcky: „Er oder ein Anderer, das ist gleichgültig. Was Sie aber auf jeden Fall wissen müssen, Herr Statthalter, ist, daß ich jeden Abend mir durch denselben Bedienten die Stiefel ausziehen und den Dolch

auf meinen Nachttisch neben meinem Bette habe legen lassen. Ich überlasse es Ihrem eigenen Urtheil, Herr Baron, ob ich in Gegenwart eines mir ganz unbekannten Lohnbedienten, den ich täglich bezahle und der mich jeden Augenblick verlassen kann, ohne daß ich das Recht hätte, mich darüber zu beklagen, so offen verfahren wäre, ob ich ihm ein solches Vertrauen gezeigt hätte, führte ich Böses im Sinne, oder ginge ich mit Morgedanken um?"

Edelcreutz: "Ihre Erklärung, Herr Graf, und noch mehr die Aufrichtigkeit, mit welcher Sie sich äußern, überzeugt mich von Ihrer Unschuld und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, höheren Ortes den richtigen Zusammenhang zu berichten. Erlauben Sie mir indessen, Herr Graf, Ihnen einen wohlmeinenden Rath zu ertheilen. Sein Sie vorsichtig in Ihren Aeußerungen, wie auch in der Wahl Ihrer Gesellschaft. Sollten Sie später, nachdem Sie Schweden verlassen, einiges über Ihren Aufenthalt im Lande veröffentlichen, so vergessen Sie nicht, daß, obgleich die Behörden jeden Ihrer Schritte bewacht haben, sie doch nie Ihrer Person zu nahe getreten sind."

Czapky in scherzhaftem Tone: "Sie, Herr Baron, so wie andere höher gestellte Leute, können vollkommen ruhig sein, ich werde weder selbst, noch durch meine publicistischen Freunde die schwedischen Behörden angreifen. Einige Personen, deren Bekanntschaft ich hier zu Stockholm zu machen das Glück hatte, trinken heute Abend ein Glas Punsch bei mir. Wenn Sie, Herr Baron, mir die Ehre erzeigen wollen, mich gleichfalls zu besu-

chen, so wäre dies wohl das sicherste Mittel zu erfahren, wer diese Freunde sind, und was sie und ich im Schilde führen."

Edelcreutz lachend: "Topp; ich werde kommen."

## Letzter Auftritt.

### Rosersberg.

Der König zu seiner Umgebung: "Gute Nacht, meine Herren! unterhalten Sie sich so gut Sie können und wie Sie wollen, nur nicht mit Spielen. Sie wissen ein für allemal, Karten und Würfel hasse ich."

Die diensthuenden Herren verbeugten sich tief; Carl Johann zog sich in sein Schlafzimmer zurück.

Am folgenden Tage um ein Uhr waren die Kabinetskammerherrn, Adjudanten und Ordonnanzoffiziere in dem Vorzimmer des Königs versammelt.

Baron Fabian Wrede: "Komme ich zu spät? ist es schon Tag bei Sr. Majestät?"

Baron Sixten Sparre: "Wir können ruhig sein; Graf Brahe ist eben hinein gegangen und Dotta *) ist mit dem Rasirzeug noch nicht zurückgekehrt."

Einen Augenblick später kam Dotta und nachher Graf Brahe aus dem Schlafzimmer. Endlich wurden die Doppelthüren aufgeschlagen und der König trat heraus. Mit düsterem Blicke betrachtete er die im Salon versammelten Herren. Er sprach kein Wort und

*) Carl Johann's Kammerdiener.

grüßte nur durch eine leichte Kopfbewegung, die nicht einmal ein Nicken genannt werden konnte.

Sparre leise zu Wrede: „Heute werden wir einen vergnügten Tag haben! es ist gut, daß Niemand weiß, wie wir den Vormittag zugebracht.“

Wrede auf dieselbe Weise zu Sparre: „Gern wollte ich meinen ganzen Gewinn einem Miethskutscher überlassen, damit er Frau von Oedel und Frau von Flach herhole. Die Beiden würden des Königs Laune schon umstimmen.“

Der König zu einem der dienstthuenden Herren: „Wie ist die Jagd hier in der Nähe von Rosersberg?“

„Ich weiß nicht, Ew. Majestät, ich habe hier in der Gegend noch nie gejagt.“

Der König zu einem Andern: „Wie ist der Fischfang in den nahe gelegenen Bächen?“

„Darüber kann ich Ew. Majestät keine Auskunft geben.“

Der König mit Nachdruck zu Baron Wrede: „Ist das Spiel heute glücklich ausgefallen?“

Wrede überrascht aber gefaßt: „O ja, Ew. Majestät; so ziemlich.“

Der König, ernst: „Sie sind ein verlorner Mensch; Sie können Ihre unglückliche Leidenschaft für das Spiel nicht zügeln, obgleich ich Ihnen gesagt habe, daß ich diesen Zeitvertreib hasse und Sie mir das Versprechen gegeben haben, ein für allemal den Karten zu entsagen.“

Wrede, der sich wieder einigermaßen erholt hat: „Ew. Majestät sind zu großmüthig, um mir diesmal nicht zu verzeihen, und was die Zukunft betrifft, so ver-

ner dagegen fand, daß sein Opfer: den eigenen Kopf auf das Spiel gesetzt zu haben, um Bernadotte die Krone zu verschaffen, mehr werth sei, als die ihm geschenkten Geldsummen; letztere waren noch dazu in der That geringer, als das Publikum glaubte, und keineswegs geeignet, Mörner in Wohlstand zu erheben. — Nach den Ereignissen des Jahres 1810 in Paris, war Otto Mörners Platz entweder im Narrenhause, wenn sein Versuch, den Prinzen von Ponte Corvo auf den schwedischen Thron zu setzen, mißlungen wäre, oder im Staatsrathe, nachdem seine Schlauheit mit einem glücklichen Resultate gekrönt worden war. Obgleich man nicht für gut fand, ihm eine so hohe Stellung einzuräumen, so betrachtete es doch Mörner als Recht und Pflicht, den Kronprinzen über das aufzuklären, was nach seiner Ansicht dem Volke zum Glücke, dem Lande zum Vortheil gereichte. Aber es war eine Eigenheit Carl Johanns, daß er alles selbst einsehen und thun wollte; die Rathgeber, welche die Constitution ihm beigab, liebte er nicht, aber noch weniger konnte er vertragen, daß ein Unberufener sich in irgend einer wichtigen Angelegenheit anders gegen ihn äußerte, als mit dem unbeschränktesten Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Weisheit. Am allerwenigsten konnte er sich in Mörners Offenheit finden; dadurch wurde er stets an die große Rolle erinnert, die der kleine Mann im Jahre 1810 gespielt hatte, und der große, auf dem Welttheater stehende Mann, wollte dem Publikum nicht gestatten, neugierige Blicke hinter die Couliſſen zu werfen.

Auf der andern Seite wollte Carl Johann nicht

undankbar erscheinen. Unter dem Vorwande einer strengen Gerechtigkeit, in der That aber weil der große Mann gegen den kleinen Lieutenant keine so großen Verbindlichkeiten haben wollte, wurden dem Baron Mörner von Zeit zu Zeit über alles Erwarten kleine, von mehr oder minder bedeutenden Geldvorschüssen begleitete Beförderungen zu Theil. Aber ehe die Politik von 1812 und der Krieg von 1813 und 1814 einen einträglichen Erwerbszweig, ein reiches Feld der Ernte eröffnet hatte, besaß Carl Johann kein so großes Vermögen, um auf einmal Mörner eine des Gebers und des Empfängers würdige Summe zu schenken, besonders da Carl Johann vom Anfange seines Aufenthalts in Schweden an, sich zur Regel gemacht hatte, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, und sich durch Freigebigkeit Freunde zu erwerben. Um unter solchen Verhältnissen etwas Großartiges für Mörner thun zu können, erlaubte ihm der König sich nach einem größern Grundeigenthum umzusehen, und dasselbe anzukaufen, jedoch mit der Bedingung, die Zahlungen ratenweise in längern Terminen abtragen zu können. In diesem Falle sollte Mörner sich dann um die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeit nicht mehr kümmern, der König wollte selbst für die Zahlung sorgen.

Es gelang Mörner, das Gut Lisma unter solchen Bedingungen anzukaufen. Die Zahlungen sollten in Terminen von zwanzig Jahren abgetragen werden. Der letzte Termin sollte auf das Jahr 1831 oder 1832 fallen, und die Summen, die sogleich erlegt werden mußten, wurden aus Carl Johanns Kasse bezahlt.

Nach der Thronbesteigung konnte Letzterer nicht umhin, dem Manne, der die erste Veranlassung zu seinem Glücke gewesen, einige äußere Auszeichnungen zu verleihen. Sie durften jedoch nicht so beschaffen sein, daß dadurch in den Augen des Publikums das Recht auf eine Belohnung, die man nach und nach in Vergessenheit zu bringen hoffte, bekräftigt oder Mörner irgend ein Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingeräumt würde; denn dies stritt geradezu gegen Carl Johann's Plan, einen Schleier über die Ereignisse von 1810 zu werfen, sowie gegen seine politischen Pläne, mit welchen Mörner keineswegs einverstanden war. Die Beförderung beschränkte sich also auf ein Oberstpatent in der Armee, das am Krönungstage selbst ausgefertigt wurde und auf die Anstellung als Statthalter zu Rosersberg. Und so war Mörner der erste mit einem Titel bekleidete Verwalter auf diesem Lustschlosse.

Dadurch wurden jedoch die Verhältnisse zwischen der hohen und der kleinen Personnage immer verwickelter und schwieriger, denn in keiner Angelegenheit zeigte sich Carl Johann so kitzlich, als in seinen einzelnen Hausangelegenheiten; das war seine schwache Seite. Zuweilen im Uebermaaße freigebig, nicht selten wohlthätig gegen manchen Einzelnen, den er kaum kannte, konnte er sich oft über ganz kleine Ausgaben, sogar über solche, welche für die täglichen Bedürfnisse unumgänglich nothwendig waren, gewaltig ärgern und bildete sich immer ein, Redlichkeit und Uneigennützigkeit könnten bei den Leuten, die an der Spitze seiner Hofhaltung standen, unmöglich gefunden werden. Letzteres betrachtete

er als eine Art von Kriegscommiſſariat und wußte aus ſeinen franzöſiſchen Feldzügen und dem eben beendigten ſogenannten Befreiungskriege nur zu gut, wie das dazu gehörige Perſonal ſich zu bereichern wußte, ohne daß man ihnen in der Adminiſtration irgend etwas Unrechtes zu beweiſen im Stande wäre.

Mit derſelben Offenheit, mit welcher Mörner unter vier Augen dem Könige ſein Bedenken gegen den allgemein unpopulären Anſchluß an Rußland erklärt hatte, erlaubte er ſich auch von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen über die Privatangelegenheiten Carl Johann's. Seiner Anſicht nach ſollte es in Allem großartig und fürſtlich zugehen; der König dagegen ſchien zu glauben, er dürfe jetzt, wo er die Krone trage, eben ſo viel knauſern und eben ſo wenig bezahlen, wie damals, als er noch die Muskete trug. Durch dieſe verſchiedenen Anſichten des Königs und ſeines Statthalters wurden oft ſehr komiſche Auftritte herbeigeführt. Bei einem Aufenthalte in Roſersberg hielt ſich Carl Johann, als er beim Durchgehen der Rechnungen einen Poſten für Scheuern und Waſchen der Zimmer vorfand, gewaltig auf. Die Weiber, welche dazu verwendet worden waren, hatten jede zwei Reichsthaler Banco erhalten.

„Wie“ — ſagte der König erzürnt — „zwei Reichsthaler Banco für den Taglohn eines Weibes!“

Die Züge des Grafen Brahe nahmen pflichtſchuldig den Ausdruck an, der zu des Königs Stimmung paßte und General Cardell, der auch anweſend war,

bemerkte: der gewöhnliche Taglohn für eine Weibsperson sei 24 Schillinge.

„Hören Sie!“ — rief Carl Johann außer sich vor Zorn, mit einem Blicke auf Mörner, der noch drohender war, als der Ausdruck seiner Stimme.

„Ja wohl, Ew. Majestät!“ antwortete Mörner mit Ruhe — „es verhält sich wirklich so, wie der Herr General sagt, wenn von einem gewöhnlichen Taglohne die Rede ist; aber wenn mir die nahe Ankunft Ew. Majestät plötzlich gemeldet wird und ich mich gezwungen sehe, fremde Personen herbei zu rufen, um Hals über Kopf das Haus zu putzen, so begnügen sich diese nicht mit dem gewöhnlichen Lohne; auch wäre es Ew. Majestät unwürdig, wollte ich einer armen Person für angestrengte Arbeit im königlichen Schlosse nicht mehr geben, als sie in einem Privathause bekömmt.“

„Sie wollen mir also“ — erwiederte der König mit steigendem Aerger und ausdrucksvollen Geberden — „besondere Ausgaben auflegen, dafür, daß ich die undankbare Ehre habe, Euer König zu sein! Sie wollen, daß ich, bei einer Civilliste in elenden Bankzetteln, in Pfunden Sterling bezahlen soll! Aber Sie haben sich geirrt, verstehen Sie mich? ich kenne meine Pflichten; aber ich kenne auch meine Rechte und lasse mich nicht nach Ihrem Gutdünken taxiren .... Nicht genug, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit den Taglohn wenigstens sechsfach berechnet haben; eigentlich hätte ich für das Scheuern und Putzen des Schlosses gar nichts bezahlen sollen; es giebt hier im Schlosse Gärtnerdirnen und Viehmägde genug, welche verpflichtet sind, solche Ar-

beiten zu verrichten. Warum haben Sie dieſe nicht verwendet?“

„Hätte ich dies gethan“ — antwortete Mörner — „ſo hätte ich ganz gewiß von Ew. Majeſtät eine wohlverdiente Zurechtweiſung erhalten. Ich kenne, wie alle Perſonen, welche die Ehre haben, ſich der hohen Perſon Ew. Majeſtät zu nähern, den Abſcheu Ew. Majeſtät gegen alles, was auch nur im Entfernteſten an Unreinlichkeit oder üblen Geruch grenzt. Ich hätte mir alſo nie erlauben dürfen in Ew. Majeſtät Wohnung Leute, welche im Stall oder auf dem Felde beſchäftigt ſind, einzuführen.“

„Ich kümmere mich durchaus nicht darum, woher Sie Ihre Arbeiter nehmen!“ — ſagte endlich der König — „aber ſo viel weiß ich, daß ihr Lohn nicht höher ſein ſoll als anderwärts. Was Sie über den gewöhnlichen Preis zuzulegen für gut finden, iſt Ihre Sache; das werde ich an Ihrem Gehalte abziehen, verſtehen Sie mich?“*)

Dergleichen Auftritte vermehrten natürlich die Spannung zwiſchen dem Könige und ſeinem Statthalter und die gegenſeitige Unzufriedenheit erreichte den höchſten Punkt, als die Zeit einer neuen Ratenzahlung für das Gut Lisma gekommen war. Carl Johann weigerte ſich geradezu, das Geld zu zahlen und, da Mörner auf die Verſprechungen des Königs bauend, ſich in eine unangenehme Lage verwickelt und, wenn er nicht bezahlte, Verluſten und Demüthi-

*) Die Anekdote iſt hiſtoriſch.

gungen sich bloßgestellt sah, so klagte er deshalb bei Carl Johann, der ihm antwortete, es gehe ihn nichts an und Mörner sollte sich aus der Sache ziehen, so gut er könnte.

Die Folge war, daß der Baron Mörner gezwungen war, Lisma aufzugeben. Dies geschah schon im Jahr 1819, also zwölf Jahre vor der Zeit, in welcher der letzte Zahlungstermin hätte eintreffen sollen und alles, was Mörner aus eigenen Mitteln auf die Verbesserung des Gutes und die innere Einrichtung des Hauses verwendet hatte, ging für ihn verloren.

Unter solchen Umständen konnte Mörner in seiner Stellung als Statthalter nicht lange mehr bleiben. Er verließ sie daher 1819, ein Jahr nach seiner Ernennung.

Dieses unerklärliche Verhältniß zwischen zwei Personen, wie Carl Johann und Mörner, würde sich wahrscheinlich nicht so ungünstig gestaltet haben, wäre nicht durch den Einfluß des Grafen Brahe, lange vorher, ehe er in der That über Schweden regierte, der unter Asche glimmende Funke der Unzufriedenheit zur vollen Flamme angefacht worden. Brahe mußte einsehen, wie wichtig es für ihn sei, einen Mann zu entfernen, gegen den der König Verbindlichkeiten hatte und dem er früher oder später ein geneigtes Ohr leihen konnte.

Derselbe Einfluß, welcher dazu beitrug, dem Baron Mörner die Statthalterschaft zu Rosersberg zu nehmen, hatte es schon kurze Zeit vorher dahin zu bringen gewußt, daß dem Grafen Mörner die Oberstatthalterstelle in der Hauptstadt entzogen wurde. Als der Graf

dies Amt niederlegte, um provisorisch die Reichsstatthalterschaft in Norwegen zu übernehmen, war das Civilgouvernement der Stadt mit dem Commando über die Garnison vereinigt. Der Nachfolger des Grafen Mörner war Se. Excellenz der Graf Cederström. Mörner, dem Graf Brahe eine bedeutende Summe schuldete, kündigte ihm sein Kapital. Diesen Umstand, verbunden mit der täglich wachsenden Gunst des Braheschen Hauses, betrachtete das Publikum als die Ursache der königlichen Verordnung, durch welche das Militaircommando künftig von dem Civilgouvernement getrennt wurde. Der Stab des Generaladjudanten für die Stadt Stockholm, den bisher der Oberstatthalter, wenn er Militair war, als Zeichen seiner Macht und Würde geführt hatte, wurde jetzt einem besondern General übergeben, der zuletzt den Titel Obercommandant führte und Graf Mörner, dem man nach seiner Rückkehr aus Norwegen zumuthen wollte, eine Stelle, der man einen Theil des damit verbundenen Einflusses und Ansehens entzogen hatte, wieder anzunehmen, fand sich dadurch beleidigt und begehrte seinen Abschied, den er auch erhielt. Wie schon gesagt, das Publikum war der Meinung, dies Alles sei auf Antrieb des Grafen Brahe geschehen, der sich durch die Kündigung der geliehenen Summe verletzt gefühlt habe.

Nach Otto Mörner's Ungnade wurde er mit einer Ungerechtigkeit, einer Willkühr behandelt, welche in einem constitutionellen Staate beinahe unerhört ist. In seiner Abwesenheit wurde auf Rosersberg sein Schreibtisch erbrochen und alle seine Papiere gelesen und genau

untersucht. Ja, die Verfolgung erstreckte sich sogar auf Diejenigen seiner Untergebenen, denen er sein Zutrauen geschenkt hatte nnd die ihm ergeben waren. Einige Briefe aus dieser Zeit, von welchen sich legitimirte Abschriften schon seit langer Zeit in unsern Händen befinden, werfen auf dies traurige Verhältniß einiges Licht. Die Briefe sind von dem Inspector auf Rosersberg O. C. Graß an den Baron Mörner.

I.

Rosersberg, den 21. November 1819.

Wir sehnen uns alle nach Ihnen, Herr Baron. Endlich ist das Geld gekommen, um alle unbezahlte Rechnungen zu decken, jedoch mit Ausnahme Ihrer eigenen Forderung, welche Sie schwerlich je erlangen werden, obgleich dies eine große Ungerechtigkeit wäre. — — Als der König zum letzten Male hier war, wurden die Rechnungen von einem gewissen Kämmerer Schöldberg revidirt und Herr Kriegsrath Ulrich erklärte mir, sie seien ganz richtig befunden worden. Diese armen Rechnungen sind auf alle Seiten gewendet und wieder umgewendet worden, besonders das Hauptbuch, das jetzt so abgenutzt aussieht, als ob es Gott weiß wie lange gebraucht worden wäre; doch wurde nirgends ein Fehler gefunden und das ist die Hauptsache .... Der Kämmerer Schöldberg hat das Inventar des Schlosses aufgenommen; es dauerte von Donnerstag den vierten November früh bis zum folgenden Mittag. Die

Sache wurde gut und ordentlich gemacht und mir war erlaubt, dabei gegenwärtig zu sein.

Mit aller Ehrfurcht und Ergebenheit
verbleibe ich u. s. w.

II.

Rosersberg, den 17. September 1820.

Ich beeile mich, durch Ew. Hochwohlgeboren Schwager, den Herrn Kanzleirath, *) diesen Brief zu schicken, den er eigenhändig abzugeben versprochen hat. Der Teufel geht hier erst jetzt recht los, es sind allerlei Berichte eingegangen und zwar von denselben Personen, welche beständig und unermüdlich gegen Sie arbeiten. Beschuldigungen aller Art, von schlechten unmoralischen Menschen eingesendet, sind mir vorgelegt worden und verfehlen ihre Wirkung nicht auf solche Leute, die den Grundsatz angenommen zu haben scheinen, Mißtrauen in alles Gute zu setzen und allem Schlechten ihr Zutrauen zu schenken. Trotz des reinsten Bewußtseins meiner Ehrlichkeit und des redlichsten Bestrebens, meine Pflicht zu erfüllen, dürfte ich wohl auch den Intriguen als Opfer fallen. Wäre ich nicht jetzt mit Geschäften überhäuft und meine Zeit deswegen so kostbar, so würde ich auf der Stelle zu Ihnen kommen. Man sagt, Se. Majestät würden am nächsten Dienstage hierher

*) Nikolaus von Wetterstedt.

kommen, ich werde dann wahrscheinlich erfahren, welchen Eindruck die Beschuldigungen des Castellans und der alten Frau gemacht haben. Mit aller Verachtung für diese Personen und ihre Handlungen, will ich geduldig meine Lection empfangen, wenn Sie nur nicht mit einer plötzlichen Ausweisung endigt, wodurch ein armer Mann, wie ich, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt würde. Mich zu vertheidigen wird mir wohl nicht erlaubt und dürfte auch kaum der Mühe werth sein. Es wäre zu weitläufig, wollte ich Ihnen Alles auseinandersetzen und es ist auch wohl unnöthig, denn da Sie hier mit allen Verhältnissen vertraut sind, so können Sie sich wohl denken, wie Alles steht. Nächstens werde ich mündlich mehr berichten, denn ich werde die nächste Gelegenheit ergreifen, auf ein paar Tage zu Ihnen zu kommen. Nachdem ich seit einem Jahre Ihre gütige Protection und Stütze vermisse, sehe ich wohl ein, daß es mir unmöglich ist, mich hier zu halten. Alle Kräfte meines Körpers und meiner Seele habe ich daran gesetzt, um auf die redlichste Weise meine Pflicht zu erfüllen, und doch wird Alles, was ich gethan, entstellt und falsch beurtheilt. Ich bitte Gott und auch Sie, Herr Baron, mir zu einer andern Stelle zu verhelfen, wo Ruf und guter Name nicht so leicht gefährdet sind, wie hier. Hier könnte und möchte ich nicht bleiben, wenn man mir Tonnen Goldes als Lohn anböte; man sucht mir hier das zu rauben, worauf ich den höchsten Werth setze, und was auch das Einzige ist, was ich bis jetzt gerettet habe: meine Ehre . . .

III.

Rosersberg, den . October 1820.

Hier ist wieder ein gewaltiger Lärm wegen der Rechnungen gewesen; lange vor der Zeit, in welcher sie eingereicht werden sollten. Vor Kurzem war Röslein hier und ging sie genau durch, nahm auch Alles zu Protokoll, was auf das Eigenthum Bezug hat: wie viel Centner Heu, wie viel Getreide, wie viel Stroh u. s. w. noch da ist. Röslein hatte den Auftrag den Bauern, den Tagelöhnern und sogar auch mir meine Kündigung anzuzeigen; letztere Saite berührte er jedoch nur ganz leise, aber durch Claesson*) erhielt ich einen Wink; er war gestern hier und ihm habe ich über Alles Rede und Antwort gegeben, was ich gegen diesen um so lieber that, da er der Einzige der Herren ist, der von der Landwirthschaft etwas versteht. Er fragte mich gestern Abend als er fortreiste, ob ich von Röslein gekündigt sei, denn der König habe ihm gesagt, Röslein sei von ihm dazu beauftragt worden. Nächsten Mittwoch werde ich mit vollkommen abgeschlossenen Rechnungen nach der Stadt kommen, wenn ich anders nicht durch die Anwesenheit des Königs daran verhindert werde. Gestern Abend wurde in Gegenwart des Königs und einiger Herren Ihr Schreibtisch erbrochen. Mehr weiß ich nicht. Jetzt wissen wir Beide, Herr Baron, was wir zu erwarten haben. Graf Brahe, Ulrich, Röslein, Claesson behandeln

*) Oberst Claesson, früher Baron Cederström.

mich alle scheinbar sehr freundlich und behaupten, sie hätten sich bei dem Könige für mich verwendet, allein seine Vorurtheile gegen mich seien gar zu stark. Ich fragte, woher er sie gefaßt hätte und man antwortete mir, sie stammten von Mörner's Zeit, wo nichts ordentlich zugegangen und seit der Zeit habe sich nichts gebessert, woraus ich nolens volens den Schluß ziehen muß, ich sei ein schlechter Inspector. — —

## Achtes Kapitel.

Auf dem Platze neben dem Schlachthause, dem königlichen Schlosse gegenüber, mit der herrlichsten Aussicht über den Kai, dicht an dem früher berühmten Pechlin'schen Hause, steht ein großes, dreistöckiges, schönes Haus; dort stand vor zwanzig Jahren ein Restaurations-Gebäude von so unansehnlichem Aeußern, daß es schien, als wünsche es eher der Aufmerksamkeit des Publikums zu entgehen als sie auf sich zu ziehen; eher die Gäste abzuschrecken, als anzulocken. Das Gastzimmer in dem eigentlichen Gasthause hatte damals wie jetzt seine Stammgäste, die es wahrscheinlich, welche Veränderung auch künftig in dem Hause vorgehen mag, stets beibehalten wird, so lange nämlich das Haus eine Restauration bleibt. Die Schlächter aus diesem Theile der Hauptstadt, welche ganz in der Nähe ihre blutigen Werkstätten haben, versammeln sich in diesem Hause und obgleich der Besitzer, nachdem er das Haus neu aufgebaut, ihm den vornehmen Namen: Hôtel Turc gegeben, so wird doch die Restau-

ration vorzugsweise noch heut zu Tage der Schlachthauskeller genannt.

Wer bei dieser Veränderung gewonnen, lassen wir dahin gestellt sein; die Feinschmecker wenigstens nicht. Die schönen großen Salons stehen oft leer, während früher die beiden einzigen Zimmer, welche über der kleinen Küche angebracht waren, beinahe jeden Tag schon am frühen Morgen mit einem Eifer bestellt und gemiethet waren, als wäre dort eine berühmte Sängerin zu hören, ein großer Künstler zu sehen. Um zu diesem siebenten Himmel der Feinschmecker zu gelangen, mußte man durch die Küche gehen, wo man durch den Geruch, der den kochenden Kesseln und den zischenden Bratpfannen entquoll einen Vorgeschmack der bevorstehenden Genüsse erhielt; dann stieg man eine steile, enge Treppe hinauf welche passender den Namen: Leiter verdient hätte. Vielleicht hatte gerade dieser beschwerliche Zugang, so wie der Umstand, daß man nur in sehr kleiner Gesellschaft dort speisen konnte, diese Restauration in die Mode gebracht. Die beiden Zimmerchen waren nämlich so klein, daß in dem einen eine dritte Person schon ein Gedränge verursachte und in dem andern, das den Namen und Charakter des großen Speisesaals trug, ein Siebenter unmöglich Platz finden konnte.

In dem kleinern der eben beschriebenen Zimmer finden wir an einem schönen Tage den Kammerjunker Gyldenpalm und den Grafen Czapcky. Natürlicher Weise hatte der Erstere den Letztern dahin geführt. Gyldenpalm hatte die Absicht, den Fremdling mit dem leckersten Fische und dem zartesten Fleische bekannt

zu machen, das in ganz Stockholm zu finden war; Czapcky's Wunsch aber ging dahin, durch eine Person von so ausgebreiteten Connexionen und so feiner Beobachtungsgabe, wie Gyldenpalm, die verschiedenen Verhältnisse von einer Seite kennen zu lernen, die ihm vielleicht bis jetzt unbekannt geblieben war.

Zwischen diesen beiden Personen fiel natürlicher Weise das Gespräch von selbst auf politische Gegenstände.

Czapcky: „Unter den vielen Räthseln, die mir hier in Schweden vorgekommen sind, bitte ich mir eines zu erklären, nämlich, wie es möglich ist, daß Baron Mörner, der gewissermaßen mit Gefahr seines Lebens Bernadotte zum Könige von Schweden gemacht hat, so tief in seine Ungnade fallen konnte? Wie konnte auf der andern Seite Graf Wetterstedt, der so hoch in Gnaden steht, ganz ruhig, und ohne sich für ihn zu verwenden, dem Unglücke seines Schwagers zusehen?"

Gyldenpalm: „Erlauben Sie mir, Herr Graf, daß ich Ihnen, statt der Antwort eine Anekdote von einem andern Monarchen erzähle, dessen Wiege ebenfalls die Stadt Pau war. D'Aubigné, der Kammerjunker Heinrich des Vierten, der mit ihm erzogen worden war, beklagte sich oft darüber, daß er nie Gnadenbezeigungen erhielt, während Heinrich andere Hofleute mit Beweisen seiner Gnade überhäufe. Eines Tages begegnete ihm der König auf dem Markte zu St. Germain; Heinrich erklärte seinem treuen Diener ein Geschenk machen zu wollen, führte ihn in die Bude eines Malers, in der sein königliches Bild hing, das er d'Aubigné schenkte. Letzterer zeigte sich nicht besonders dankbar, kümmerte sich auch

nicht um das Gemälde, sondern schrieb, statt es in Empfang zu nehmen, folgenden Vers unter das Bild des Königs:

C'est un roi d'étrange nature,
Je ne sais quel Diable l'a fait,
Car il récompense en peinture
Ceux qui l'ont servi en effet.

Als der König zurückkehrte und das Gemälde bezahlen wollte, erzählte ihm der Maler, d'Aubigné habe es nicht annehmen wollen, sondern einige Worte darunter geschrieben . . . ."

Czapcky fällt ihm in die Rede: „Der König las die Verse und lachte nach Herzenslust. Sie sehen, die Anekdote ist mir nicht unbekannt, aber Heinrich der Vierte hatte nicht d'Aubigné eine Krone zu verdanken wie Carl der Vierzehnte, Mörner. Heinrich lachte über das Benehmen seines Kammerjunkers; aber Carl Johann ließ Mörner's Schreibtisch erbrechen, und doch nennen sich die Schweden ein freies Volk!"

Gyldenpalm zuckt die Achseln und lächelt höhnisch: „Ja, so nennt man sie allerdings in allen Reden und in allen Schriften, ganz besonders in denen, die von Sr. Majestät selbst verfaßt sind."

Czapcky in verächtlichem Tone: „Dies ist gar zu erbärmlich! überall Worte, nirgends Freiheit . . . erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Anekdote von Heinrich dem Vierten und d'Aubigné mit einer ähnlichen vergelte. Derselbe Kammerjunker, der gewöhnlich in der Garderobe des Königs schlief, sagte eines Abends zu Laforce, der neben ihm im Bette lag: „„Laforce, der Kö-

nig ist der undankbarste Mensch auf Erden.““ Laforce, der schon halb im Schlafe war, fragte, was er gesagt habe. — ,,,,Wie taub Du doch bist!“ — rief der König, den man schon fest eingeschlafen glaubte — „er sagt: ich sei der undankbarste Mensch auf der Erde.““ — ,,,,Schlafen Sie, gnädigster Herr!““ — rief d'Aubigné — ,,,,wir haben noch viel zu sprechen.““ — Am folgenden Morgen zeigte sich der König eben so gnädig, wie gewöhnlich, aber doch nicht freigiebiger . . . Glauben Sie, Carl Johann hätte auf dieselbe Weise gehandelt?“

Gyldenpalm schlau lächelnd: „Ja, wenigstens was den letzten Theil der Erzählung betrifft, sonst möchte ich keinem meiner Freunde den Rath geben, einen Versuch zu wagen.“

Czapcky mit Wärme: „So sind die Könige in unsern Tagen, mögen sie in der Hütte, oder im fürstlichen Schlosse geboren sein; sie verstehen es nicht einmal, den Purpur mit Anstand zu tragen. Die Nemesis schlägt sie mit Blindheit zur Strafe für den schändlichen Thronraub von Polen . . . doch, Sie haben mir vorher meine Frage in Bezug auf Wetterstedt nicht beantwortet.“

Gyldenpalm: „Wetterstedt ist viel zu fein, viel zu klug, um sich für einen in Ungnade gefallenen Schwager zu verwenden, wenigstens so lange die erste Aufwallung des Zorns dauert. Gilt es persönliches Interesse, so kennt er weder Freunde noch Verwandte; sitzt ihm aber selbst die Degenspitze auf der Brust, dann erhält er seine ganze Kraft wieder und benimmt sich mit einer Würde die ihren Eindruck nicht verfehlt. Carl Johann war einmal sehr erzürnt auf ihn und ließ die

Worte fallen, daß, wenn er nicht Gnade für Recht ergehen ließe, er Wetterstedt den Kopf abschlagen lassen könnte. Plötzlich antwortete Letzterer mit großer Geistesgegenwart und Festigkeit: „„glücklicher Weise kann in Schweden nur das Gesetz, nicht der König die Köpfe abschlagen lassen.““*)

Czapcky lebhaft einfallend: „Nun, das ist doch endlich eine schwedische Antwort, die des frühern Polens würdig! . . . . . Und derselbe Mann soll nicht Muth und Geistesgegenwart genug besitzen, den eigenen Schwager zu vertheidigen? Wenigstens hätte er auch bei dieser Gelegenheit behaupten sollen: Das Gesetz allein, nicht der König habe das Recht, Mörner's Schreibpult gewaltsam eröffnen zu lassen.“

Gyldenpalm: „Dankbarkeit und Lagerbjelke's Rückkehr nach Schweden verschloß Wetterstedt den Mund. An dem Krönungstage ist er Excellenz und an dem folgenden Jahrestage Graf geworden. Diese bis jetzt für einen Hof-Kanzler unerhörte Auszeichnung galt als Belohnung für geleistete Dienste und glänzende Eigenschaften, zugleich aber ist sie eine Belohnung, damit Wetterstedt in Bezug auf den letzten Vereinigungsvertrag mit Norwegen reinen Mund halte. Dies war vielleicht um so nothwendiger, da Wetterstedt's Freunde gleich nach Carl Johann's Thronbesteigung sich offen und laut äußerten: „„Wenn der König jetzt

*) C'est un bonheur, Sire, qu'en Suède le soit la loi et non pas le Roi qui fait fusiller. Historische Antwort des Grafen Wetterstedt.

Wetterstedt nicht die höchsten Auszeichnungen im Staate ertheilt, ist derselbe entschlossen, die Anerbietungen des Kaisers Alexander anzunehmen und in russische Dienste zu treten.““*) Auch waren die Gnadenbezeigungen, womit der König seinen Hofkanzler überhäufte, ein charakteristischer Zug in Carl Johann's Politik, welche darin besteht, durch Vorspiegelungen des Einflusses der Einen die Ansprüche der Andern zurück zu halten. Mit Wetterstedt hielt er den Grafen Engeström in gewisser Ferne und Lagerbjelke, Wetterstedt's gefährlichster Nebenbuhler, war das Gespenst, mit welchem er diesen in Schrecken setzte.“

Czapcky: „Welchem von Beiden geben Sie den Vorzug?“

Gyldenpalm lächelnd: „Das ist schwer zu sagen. Beide sind witzig; Wetterstedt spielender, einschmeichelnder, Lagerbjelke tiefer, beißender. Wetterstedt ist unerschöpflich in Anekdoten, die er auf eine hinreißende, höchst interessante Weise erzählt; man vergißt Schlaf und Speise, um ihn anzuhören; Lagerbjelke dagegen erzählt mit Freiheit, Bestimmtheit, in gewählten Ausdrücken, in denen nicht selten ein tiefer Sinn liegt; in seiner Gesellschaft vergißt man ebenfalls den Schlaf. Wetterstedt kennt die Meisterwerke der vorzüglichsten neuern Autoren beinahe auswendig und versteht sie bei passenden Gelegenheiten zu citiren; Lagerbjelke findet größeres Vergnügen an den alten Classikern und nicht selten entströmen ganze Sätze aus Ta-

*) Der Verfasser selbst hat diese Aeußerung aus dem Munde eines der Anhänger Wetterstedt's gehört.

citus seinen Lippen. Wetterstedt behandelt Jedermann mit der größten, einnehmenden Höflichkeit, ohne zu vergessen, daß er un grand Seigneur, un des Seigneurs du royaume ist und man wird ihn in den Straßen von Stockholm selten zu Fuß treffen; Lagerbjelke ist gegen Jedermann eben so artig und zuvorkommend; aber seine Artigkeit ist weniger verbindlich, weil er selbst seine große Ueberlegenheit als Gelehrter und Gesellschaftsmann nie zu vergessen scheint. Auf der Straße sieht man ihn immer zu Fuß, denn, sitzt er in seinem schmuzzigen Reisewagen, wenn er allenfalls aufs Land fährt, oder in einem Fiacre, wenn das Wetter oder das Ceremoniell ihm nicht erlaubt, zu Fuß zu erscheinen, so legt er sich tief in eine Ecke zurück, damit ihn Niemand sieht. Der erste Blick auf Wetterstedt's Kabinet beurkundet den Staatsmann, der auch im anspruchslosen Morgennegligée nicht verschwindet; in Lagerbjelke's Arbeitszimmer glaubt man sich eher bei einem fleißigen Studenten oder einem mit Arbeit überhäuften Schreiber, bei einem Notariatsgehülfen, der eben beschäftigt ist ein Inventar von Büchern und Papieren aufzunehmen, mit dem einzigen Unterschiede, daß in Lagerbjelke's Morgentoilette keiner von den eben angeführten Herren sich selbst vor einer Dienstmagd zu zeigen den Muth haben dürfte. In ihrem Leben als Staatsmänner erinnert Wetterstedt an Metternich, Lagerbjelke an Talleyrand. Kurz, um Ihnen einen Begriff von dem feinen Tacte dieser beiden Nebenbuhler zu geben, will ich Ihnen ein paar Züge erzählen, die mir von Augenzeugen mitgetheilt worden sind.

Ein Districtsrichter auf der Insel Gottland, Namens von Hauswolff, fertigte vor seiner Abreise nach dem Reichstage von 1820 eine Publikation aus, welche in den Kirchen vorgelesen werden sollte; darin sprach er in Phrasen, als wäre er ein regierender Herr, und kündigte seinen Zug nach dem Reichstage, wie auch seine Absicht an, dort für das Wohl des Volkes thätig sein zu wollen; dagegen drückte er aber die Hoffnung aus, das Volk werde ihn in seine Gebete einschließen ꝛc., mit einem Wort, es war ein Dokument zum Todtlachen. Eine Abschrift dieser Bekanntmachung fiel auf dem Reichstage einem Kanzlisten in die Hände, der eben beschäftigt war, in Gesellschaft seiner Kameraden mit diesem genialen Producte seinen Spaß zu treiben, als Se. Excellenz von Wetterstedt in das Zimmer trat, in dem sich die Kanzlisten unterhielten. Scherzhaft fragte er nach der Ursache der außerordentlichen Munterkeit und einer der Lachenden*) übergab ihm das Corpus delicti. Wetterstedt las mit großer Aufmerksamkeit und unterdrücktem Lachen und sagte, indem er das Dokument zurückgab: „„Ich finde die Sache sehr unterhaltend, meine Herren, in der Handschrift nämlich; sehe ich sie aber gedruckt, so drücke ich die Augen zu.““

Bei einer andern Gelegenheit befand sich der Graf Lagerbjelke ebenfalls auf dem Ritterhause in Gesellschaft des Professors Eberhard Munk von Rosenschöld. Ein in der Kanzlei Angestellter erzählte: es

*) Der Verfasser.

sei in einer Zeitung von einer amende honorable des Professors Rosenschöld die Rede. (Der Erzähler irrte und wollte sagen mention honorable.) Rosenschöld fand sich unangenehm berührt und konnte keine passende Antwort finden, als Lagerbjelke mit Feinheit bemerkte: „„honorable muß es sein, sobald es den Professor Rosenschöld betrifft.““

Czapcky: „Es scheint allerdings, als wenn die Herren den Kopf auf dem rechten Flecke haben; aber wie steht es denn mit dem Herzen?“

Gyldenpalm mit höhnischem Lächeln: „Sie sind Staatsmänner.“

Czapcky lebhaft: „Sie haben Recht! Schurke oder Ehrenmann, weich wie ein Weib oder hart wie ein Henker; alle Rollen muß ein Staatsmann in unsern Tagen zu spielen verstehen .... Man behauptet, Euer Kronprinz sei ein Mann von mildem, sanftem Charakter?“

Gyldenpalm: „Affectus movet, imperat, auget ist die Inschrift, die man unter dem Apollo mit der Leier auf dem Einladungsbrief der musikalischen Akademie liest. Wo die Töne Anklang finden, regiert und gefällt sich die Güte.“

Czapcky: „Herzensgüte ist ein schöner Zug in jedes Menschen Charakter und bei einem Fürsten sehr zu schätzen, so wie Virtuosität in der Musik eine angenehme Fertigkeit und ein unschuldiger Zeitvertreib ist; um aber in unsern Zeiten zu regieren und mit Erfolg zu regieren, dazu gehört ein tüchtiger und fester Charakter.“

Gyldenpalm: „So ist es allerdings. Unter allen Staatsgeschäften scheint er sich am liebsten mit der Kriegsverwaltung zu beschäftigen.“

Digitized by Google

Czapcky: „Wenn er, wie Napoleon von Anbeginn die Mathematik zu seinem Hauptstudium erwählt hat, wie Vauban und Carnot sich mit den Grundsätzen der Befestigungskunst beschäftigt, oder wie Friedrich der Große die Strategie studirt, so kann diese Neigung des Kronprinzen zu etwas Nützlichem, ja zu etwas Großem führen. Sonst pflegt nur der äußere Glanz des Militärs die Augen junger Leute zu bestechen, und dann ist allerdings kein bedeutendes Resultat zu erwarten."

Gyldenpalm: „Sein mißtrauischer und eifersüchtiger Herr Vater hält ihn von allen Staatsgeschäften entfernt und hat ihn nur zum Schein an die Spitze einiger Zweige der Verwaltung gestellt. Daher ist es schwer, seine Anlagen und Talente zu beurtheilen; mit Bestimmtheit weiß man jedoch, daß er durch glückliche Antworten sogar berühmte Witzköpfe in Verlegenheit zu bringen versteht."

Czapcky: „So?"

Gyldenpalm: „Ein armer Offizier bei der Leibgarde zu Pferd, der meinen Namen trägt, obgleich wir durchaus nicht verwandt sind, welcher von der Pike auf gedient hat und wegen seiner Tüchtigkeit bekannt ist, sucht zur Verbesserung seiner Lage das einträgliche Postmeisteramt zu Norköping zu erhalten; der Kronprinz war ihm gewogen und suchte ihm die Stelle, um die er sich bewarb, zu verschaffen. Gyldenpalm's einziger Fehler war der Durst, den er vielleicht allzu eifrig durch Punsch zu löschen sich bemühte. Der Kronprinz ließ den Oberpostdirector Baron Carpelan zu sich kommen

und empfahl demselben Gyldenpalm's Angelegenheit auf das Dringendste. „„Wie hoch kann sich sein Einkommen belaufen, wenn er das Postamt zu Norköping erhält?““ fragte Se. Königliche Hoheit. — „Ungefähr auf viertausend Flaschen Punsch,“ antwortete Carpelan. — „„Nun, wieviel beträgt dies in Spielmarken?““ erwiederte Oskar sogleich mit feinem Lächeln. Carpelan war nämlich eben so sehr wegen seiner Leidenschaft für das Spiel, als Gyldenpalm wegen der Liebe zum Punsch bekannt.“

Czapcky: „Der Prinz scheint sich allerdings nicht leicht aus dem Concepte bringen zu lassen . . . auffallend ist es, daß der König bis jetzt noch nicht darauf bedacht war, ihm eine Gemahlin zu verschaffen, da er doch der einzige Sohn und der einzige Stammhalter des neuen Regentenhauses ist.“

Gyldenpalm stand vom Tische auf, öffnete leise die Thür und sah sich überall um, ob nirgends ein Lauscher wäre: „Der König geht allerdings schon lange mit dem Gedanken an die Vermählung seines Sohnes um, aber erst kürzlich ist ein Plan, der dem Gelingen nahe war, durch die hier zu Lande nicht seltene Ungeschicklichkeit eines hohen Beamten in Rauch aufgegangen. Es war von einer preußischen Prinzessin die Rede. Sie sehen wohl ein, Herr Graf, wie schmeichelhaft eine solche Verbindung für Carl Johann gewesen wäre; aber die Sache mußte, wenn sie gelingen sollte, mit außerordentlich diplomatischer Geschicklichkeit betrieben werden, denn der Kaiser von Rußland, der von Tag zu Tag gottesfürchtiger wird und nur noch für seine früher ziemlich ver-

nachläſſigte Gemahlin Augen und Ohren hat, wünſcht eben ſo wenig eine Verbindung Bernadotte's mit den alten Häuſern, als daß Carl Johann's Familie ſich auf dem ſchwediſchen Throne feſtſetze und dem Prinzen Guſtav, dem Neffen des Kaiſers, auf dieſe Weiſe jede Hoffnung raube. Die Unterhandlungen wurden jedoch mit einer Geſchicklichkeit betrieben, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Bernadotte, der, mag man von ihm ſagen was man will, nie grauſam war, ſondern im Gegentheil, trotz ſeiner Heftigkeit, im Grunde einen milden, ritterlichen Charakter beſitzt, leiſtete als Prinz von Ponte-Corvo dem Fürſten Wittgenſtein einen unermeßlichen Dienſt. Er hatte das Leben deſſelben, nach welchem Kaiſer Napoleon trachtete, in ſeinen Händen, beſchloß jedoch ihn zu retten und verſchaffte dem Fürſten Gelegenheit in Sicherheit zu kommen. Wittgenſtein's Dankbarkeit war, wie natürlich, aufrichtig und unbegränzt. Carl Johann, der feinſte Politiker unter allen europäiſchen Regenten, ſah ſogleich in dem Fürſten Wittgenſtein, der König Friedrich Wilhelm's Vertrauen beſitzt und Chef ſeines Hofes iſt, den rechten Mann, um die Vermählungs-Unterhandlungen des jetzigen Kronprinzen von Schweden zu einem günſtigen Reſultate zu führen. Dieſe Angelegenheit mußte jedoch auf die zarteſte Weiſe behandelt werden; eine abſchlägige Antwort des Königs war möglich; man wollte ſie nicht riskiren und deswegen die Verhandlung keinem offiziell angeſtellten Diplomaten anvertrauen. Carl Johann verwendete dazu ſeinen Agenten non avoué, den General-Conſul Dehn, einen feinen, ſchlauen, in ge-

heimen und schwierigen Geschäften wohl bewanderten Mann. Er erhielt den Auftrag auf eine Weise, durch welche Carl Johann nicht compromittirt wurde, sich vor Allem zu erkundigen, ob der Fürst Wittgenstein geneigt wäre, sich dieser Unterhandlung anzunehmen, dann durch den Fürsten den König Friedrich Wilhelm ausforschen zu lassen, und im Falle auch dieser sich gewogen zeigte, die Sache so weit zu bringen, daß man auf offiziellem, diplomatischem Wege feierlich um die Hand der Prinzessin anhalten könne."

Czapcky: „Erlauben Sie mir die Frage: ist es in Schweden gebräuchlich, zu Consulatsposten ausgezeichnetere Männer als zu Gesandtenstellen zu wählen?"

Gyldenpalm: „Mit Dehn hat es seine eigene Bewandtniß; offiziell ist er schwedischer Generalconsul in Berlin, in der That aber des Königs von Schweden vertrauter und verschmitzter Agent. Als Carl Johann französischer Marschall und Dehn Associé eines israelitischen Bankhauses in Altona war — denn Dehn ist ein Jude — trieben sie eine Menge Geldgeschäfte mit einander, und der Prinz hatte Gelegenheit Dehn's Geschicklichkeit und Tauglichkeit kennen zu lernen. Die liebenswürdige Schwester des letzteren, eine israelitische Schönheit ersten Ranges, trug nicht wenig dazu bei, ihren Bruder in Carl Johann's Gunst zu erhalten, denn der Fürst brachte der schönen Jüdin seine Huldigung dar, welche auch keineswegs verschmäht wurde. Kein Monarch in der Welt versteht es, sich so ritterlich zu benehmen wie Carl Johann, und wenn auch die Zeit seine Treue zum Wanken bringt, so vermag sie

doch nie etwas über seine Dankbarkeit. Im Jahre 1812, nach Ausbruch des Krieges, beklagte man sich in Paris über Frankreichs unbedeutenden Einfluß auf die fremden Cabinette. Es ging in der That so weit, daß man durchaus nicht wußte, welchen Hebel man gebrauchen sollte, um auf Schweden und namentlich auf den damaligen Kronprinzen einzuwirken ..... man äußerte damals: warum hat man nicht in unsern Boudoirs einen Bevollmächtigten gesucht, wahrscheinlich wären dann die Unterhandlungen gelungen*). — Doch um auf die Verhandlung zurück zu kommen, von der wir sprachen, so wurde sie sowohl von Wittgenstein als von Dehn mit eben so viel Geschicklichkeit als Erfolg betrieben, und letzterer genoß bald die Freude, dem Könige Carl Johann mittheilen zu können, König Friedrich Wilhelm leihe dem Vorschlage ein geneigtes Ohr. Wer war zufriedener als Carl Johann! Theils um die angenehme Neuigkeit Jemand mittheilen zu können, theils und hauptsächlich deshalb, um die bedeutenden Kosten für die außerordentlichen Geschenke, welche bei dieser Gelegenheit gegeben werden mußten, nicht aus eigenen Mitteln bestreiten zu müssen, sondern dazu die sogenannte Cabinetskasse in Anspruch nehmen zu können, vertraute er die Angelegenheit dem Minister der auswärtigen Angelegenheit, Engeström und dem Hofkanzler Wetterstedt an.

Letzterer, ein feiner Diplomat, sah vollkommen ein, wie wichtig es sei, die Sache geheim zu halten bis sie zur Reife gediehen, aber Engeström, der als Gewißheit

*) Mémoires du Duc de Rovigo, Tome 5, Chapitre 23.

annahm, daß der Preußische Gesandte zu Stockholm von seiner Regierung schon unterrichtet sei, sprach mit gutherziger Aufrichtigkeit gegen Herrn von Tarrach davon und wünschte ihm und sich selbst zu der bevorstehenden Verbindung zwischen den beiden Regentenhäusern Glück. Tarrach, überrascht und verletzt, daß er von seinem Hofe über einen so wichtigen Gegenstand in Unwissenheit gelassen worden, antwortete etwas derb und reizte den Minister Engeström dergestalt, daß dieser in seinen Ausdrücken sich nicht genug zusammen nahm. Aus mißverstandenem Nationalstolz äußerte er unter andern: „„Der König von Preußen könne sich nur geschmeichelt fühlen, ein Mitglied seiner Familie auf dem schwedischen Throne zu sehen, besonders jetzt, wo von dem Sohne eines Helden die Rede sei, während früher, als die preußische Prinzessin Luise Ulrike mit einem schwedischen Prinzen vermählt worden, der Purpur allein und keineswegs die persönliche Eigenschaften in Betracht gezogen worden seien.““ Tarrach beeilte sich Engeströms Ausdrücke seinem Hofe mitzutheilen, und stellte dieselben in einem höhnischen, demüthigenden Lichte dar; jener ließ merken, der schwedische Staatsminister hätte ihm zu verstehen gegeben, Preußen müsse es als eine große Ehre ansehen, daß man sich herabgelassen hätte, die Hand einer preußischen Prinzessin für den schwedischen Thronfolger zu begehren. Dadurch wurde Friedrich Wilhelm dergestalt beleidigt, daß er dem Fürsten Wittgenstein erklärte, er wolle von dieser Vermählung nichts mehr hören und ihm verbot, je wieder ein Wort zu erwähnen. Dies theilte Wittgenstein

dem Generalconsul Dehn mit und fügte hinzu, er könne in der Sache nichts weiter thun. Dehn sah sich daher gezwungen Carl Johann die unangenehme Eröffnung zu machen, daß die Hoffnung, mit dem preußischen Hofe sich zu verbinden ein für allemal verschwunden sei. Natürlicher Weise unterließ Dehn nicht, die ganze Schuld an dem unglücklichen Ausgange der Unterhandlungen auf die zu werfen, welche die Mißhelligkeit herbeigeführt hatten, nämlich auf den Grafen Engeström und den Herrn von Tarrach."

Czapcky: „Das ist eine eigene Geschichte und ich bin Ihnen für die Mittheilung derselben sehr dankbar . . . Aber da die Versuche mit Preußen fehl geschlagen, so denkt man doch wahrscheinlich daran sich bei andern Höfen umzusehen?"

Gyldenpalm: „Versteht sich; aber doppelte Vorsicht und Verschwiegenheit herrscht jetzt in Folge von Engeströms unzeitiger Geschwätzigkeit, und ich zweifle sehr, daß er, obgleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, irgend etwas von der Sache erfährt, bis sie unwiderruflich abgeschlossen ist. Um den Schein zu bewahren, ließ ihm Carl Johann seine Unzufriedenheit nicht merken; aber Diejenigen, die sich auf den Witterungswechsel in der Hofatmosphäre verstehen, sind der Meinung, Engeström werde nicht lange mehr das Porteseuille behalten."

Czapcky: „Ich wünsche dem Kronprinzen Glück, daß er die Prinzessin, die man ihm bestimmte, nie gesehen hat. Hätte sie ihm nicht gefallen, so hätte er sich während der ganzen Zeit der Unterhandlungen abgehärmt

und geänstigt vor der Idee einer Ehe, wie die Gustav des Ersten mit Catharina von Lauenburg. Hätte er dagegen eine Neigung für sie gefaßt, so hätte er ebenso viel zu leiden gehabt, wie der arme Gustav der Vierte nach der Vernichtung des Vermählungsprojectes mit Alexandra von Rußland, ohne daß er, wie dieser, den Trost gehabt hätte, sein bitteres Opfer einem großen Grundsatze und dem Wohle des Vaterlandes gebracht zu haben."

Gyldenpalm mit schlauem Lächeln: „Unterdessen spielt der Kronprinz selbst in dem Gesellschaftstheater bei Hofe, wo man sogar das Stück „Der verunglückte Heirathsantrag" gegeben hat, wie Sie vielleicht in der Zeitung Argus gelesen haben werden. Das diplomatische Corps sperrte im Anfange die Augen auf und lächelte später über die sonderbare Wahl."

Czapcky: „Sehr natürlich, unter solchen Umständen konnten beißende Anmerkungen nicht gut ausbleiben."

„Mamsell läßt fragen" — sagte die eintretende Aufwärterin — „ob die Herren das Hammelragout befehlen, das der Herr Kammerjunker so oft bestellt haben. Es ist ein ganz frisch geschlachteter Hammel so eben angekommen."

„Das versteht sich! —" antwortete Gyldenpalm, ohne Czapcky's Antwort abzuwarten „ich freue mich unendlich, Ihnen, Herr Graf, die Bekanntschaft eines der leckersten Gerichte zu verschaffen, wodurch dies Haus bekannt ist. —"

## Neuntes Kapitel.

Der Leser hat in diesen Skizzen zuweilen den Baron Carpelan auftreten sehen, und schon die Bemerkung gemacht, daß er in seinen Antworten und Einfällen zu den witzigsten Köpfen gehörte. Wir haben nie gehört, daß er je um eine Antwort verlegen gewesen, ausgenommen als der Kronprinz ihn fragte: wie viel eine gewisse Masse Punsch in Spielmarken reducirt, ausmachen könnte. Seine Lebensansichten sprach er in einem Briefe an den Expeditionssecretair Lindgrén, seinen jüngern Cameraden in der Kriegsexpedition, in welcher Carpelan zuletzt Staatssecretair wurde, ehe er den ruhigen Posten eines Oberpostdirectors bekleidete, in folgenden Worten aus: „Man kann arbeiten und seine Pflichten erfüllen, und doch einen Theil seiner Zeit dem Vergnügen widmen, dabei über die menschlichen Schwachheiten, besonders über unsere eigenen, von ganzem Herzen lachen, und doch — dies sage ich unsern pedantischen Sittenrichtern zum Trotz — sich satt essen und trinken, ein reines Halstuch, gewichste Stiefeln,

Maitressen aller Art, vierzehn Aß*) und noch viel andere gute Dinge dieses Lebens haben.“ An seinem Grabe pries Wallin „seinen hellen, durchdringenden „Verstand, der alle Begriffe schnell und klar aufzufassen, „zu ordnen, wiederzugeben wußte; seinen spielenden un„erschöpflichen Witz, der stets glänzend aber niemals „verletzend (?), Lust und Leben in seinem Umgange „verbreitete und dem oft einförmigen Lebenspfade Abwechs„lung lieh, sein ungewöhnliches Arbeitsvermögen, mit „welchem er alles durchführte was er wollte, und die „verschiedenartigsten Gegenstände mit derselben Leichtig„keit erfaßte und behandelte. Mit diesen Eigenschaften „vereinigte er einen redlichen, treuen Charakter, ein Ge„müth ohne Eitelkeit, List und Falschheit, aufrichtige „Liebe für die Wahrheit und Muth, dieselbe auszuspre„chen, ein Herz offen für Freundschaft, theilnehmend ge„gen die Nebenmenschen, warm und zugänglich für Kum„mer und Noth.“**)

Natürlicher Weise waren dies die Lichtseiten von Carpelans Persönlichkeit, welche mit Ausnahme des Punktes, den wir uns mit einem Fragezeichen zu bezeichnen erlaubt haben, treu gegeben sind. Ein Hauptzug in Carpelans Charakter war gerade sein Witz, der sehr oft bitter verletzte, obgleich die Pfeile aus einer plumpen, unbeweglichen Fleischmasse abgeschossen wurden, die eines lange anhaltenden Denkens durchaus unfähig war; damit verband er eine Gleichgültigkeit und Kälte, welche den Hohn nur noch verletzender machte.

*) Das höchste Spiel im Piquet.

**) Wallins religiöse Reden. 3. Band.

Seiner charakteristischen Schattenseite, der Faulheit, mußte ein großer, schwerer, unbeweglicher Körper als Vorwand dienen. Die Postdirectorstelle, die man immer als eine Sinekur betrachtet, und die er auch als solche angenommen hatte, machte ihm doch mehr zu schaffen, als er vermuthete, weshalb er auch im Scherze äußerte: „allerdings hat man in der Stelle, die ich jetzt bekleide, recht wenig zu thun, aber immer doch noch etwas. Die Herren Staatsverbesserer müssen wenig Scharfsinn besitzen, wenn sie nicht einmal im Stande sind ein Amt zu schaffen, in dem man gar nichts zu thun hätte, nicht einmal den Namen zu unterschreiben, ein Geschäft, mit welchem ich jetzt bisweilen belästigt werde.“*)

Unter Carpelan's Direction des Postwesens wurden zuerst die Postfuhrwagen eingerichtet. In der Natur der Sache lag es, daß es damit nicht schnell, und in Carpelan's Natur, daß es kaum langsamer gehen konnte.

Während dieser Gegenstand discoutirt wurde, hatte Carpelan in Privatangelegenheiten eine Bitte an die Regierung zu stellen, und, da er eine große Abneigung fühlte, sich persönlich bei Hofe zu zeigen, wendete er sich an seinen Jugendfreund, den Hofkanzler Wetterstedt. Da er aber weder eine königliche Entschließung, noch eine Antwort von Wetterstedt erhielt, setzte er sich in Bewegung, um das Gedächtniß des letztern aufzufrischen, wurde aber mit der Nachricht Se. Excellenz nehme an diesem Tage keine Besuche an, vor der Thür abgefertigt.

*) Carpelan's Aeußerung gegen den Verfasser.

Diese Zurückweisung ärgerte ihn mehr, als die Zögerung der Regierung; er nahm seine spitzige Feder zur Hand, und schrieb an den Grafen Wetterstedt:

Ew. Excellenz

wollte ich am letzten Donnerstag Vormittag zu besuchen mir die Ehre geben, war aber nicht so glücklich empfangen, oder richtiger gesagt, war aber unglücklich genug, abgewiesen zu werden. Aus diesem Umstande zog ich meinen Schlußsatz, und habe hiermit die Ehre, den Inhalt meines letzten Schreibens zurückzunehmen. Die Erinnerung an frühere Verhältnisse, welche allerdings, ich gestehe es selbst, sich so verändert haben, daß ich, besonders in meiner Lage, sie vergessen sollte, hatte in mir die kühne Hoffnung geweckt, Ew. Excellenz würden mein unterthäniges Gesuch gütigst unterstützen. Allzuvermessen war die Hoffnung, man werde mir eine persönliche Gnade erweisen, obgleich die erste, die ich von meinem Könige begehrte. Ich sehe jetzt ein, daß ich in mancher Hinsicht Unrecht gehabt habe, und beeile mich meinen Mißgriff wieder gut zu machen.

Ich habe erfahren, daß der Staatssecretair Oviding sehr geneigt ist, seinen Posten mit einem andern zu vertauschen. Der Posten, den ich bekleide, paßt für alle solche Beamte, die man zu andern Stellen für untauglich hält, und doch passen nicht Alle für diesen Dienst. Vielleicht würde ihn der Staatssecretair Oviding mit Dank annehmen, und vielleicht wäre Se. Majestät, welche auf diese Weise zwei Fliegen mit einem Schlage träfe, nicht abgeneigt, ihm denselben zu geben. In diesem Falle bin ich bereit, meine Stelle

niederzulegen, aber da ich arm bin, kein Vermögen geerbt, noch während meiner Dienstzeit mir Etwas zu erwerben verstanden habe, so muß ich um Erlaubniß bitten, mit meinem Nachfolger einen Vertrag wegen einer passenden Entschädigung abschließen zu dürfen. Wollten Ew. Excellenz nicht meinet-, sondern des Allgemeinen Besten wegen diesen Vorschlag zu unterstützen die Güte haben, so werde ich mich für sehr glücklich halten. Zurückgezogen aus dem Getümmel der Welt, wird es mir leicht werden, den eitlen Tand und die leeren Freundschaften derselben zu vergessen.

Ihr
unterthänigster
W. Carpelan.

Schon an demselben Tage antwortete Graf Wetterstedt folgende Zeilen:

Stockholm, den 29. April 1821.

Mein bester Bruder.

Ich glaube Dir auf Dein erstes Schreiben keine bessere Antwort geben zu können, als daß ich, ohne auf das zweite Rücksicht zu nehmen, Deinen Wunsch dem Könige vorgetragen habe, der, weit entfernt denselben zu mißbilligen, sich im Gegentheil geneigt zeigte, zu willfahren, und mir den Befehl ertheilte, in der nächsten Sitzung des Staatsraths, in welcher sich, wie ich vermuthe, Gelegenheit dazu finden wird, den Gegenstand vorzutragen und einen Beschluß in der Sache zu erzielen. Du siehst also, daß Du ganz unrecht hattest, wenn Du in Deinem zweiten Briefe Se. Majestät einer Nachlässigkeit oder Zögerung anklagtest, während

Du doch höchstens nur mit dem Hofkanzler, der Dich abgewiesen hatte, unzufrieden sein konntest. Aber auch dieser hatte Deine üble Laune nicht verdient, er wollte letzten Donnerstag Punkt zehn Uhr der Staatsrathssitzung beiwohnen, und hatte den Befehl gegeben, Niemanden zu empfangen. Da hast Du nun den einfachen Schlüssel zu allen Deinen Schlußsätzen. Jetzt kannst Du, wenn Du willst, aus meiner schnellen Erfüllung Deines Wunsches, nachdem ich früher so lange gezögert, noch einen andern Schußsatz ziehen, nämlich daß Dein zweiter Brief eine gute Wirkung hervorgebracht hat. Mit meinen Freunden nehme ich nicht alles so genau, nur um das bitte ich Dich, gieb Dir keine Mühe, die Anciennitätstabellen der Staatssecretaire aufzusetzen, denn damit würde es eben so langsam vor sich gehen als mit der Postwageneinrichtung.

Dein aufrichtiger Freund

Wetterstedt.

In seinen, mit witzigen Einfällen gewürzten Gesprächen, so wie in seinen ebenso ungezwungenen als pikanten Briefen, hat sich Baron Carpelan selbst geschildert: „Grüße Bergström von mir," — schrieb er einst an einen Freund —. „Dieser Gruß ist aufrichtig, da ich bemerkt habe, daß wir in mancher Hinsicht wie ächte Epikuräer übereinstimmen. Er wird nächstens acht Vorschläge vom Leibgrenadirregiment erhalten, damit er doch einige Beschäftigung hat, wenn Mädchen, Wein und Karten ihm abgehen."

Am 29. Januar 1807 schrieb er von Malmö: „Obgleich dieser Ort der unterhaltendste, das heißt der

am wenigsten langweilige ist, den wir seit unserer beinahe zweijährigen Abwesenheit von Stockholm besucht haben, so kann ich doch meine Sehnsucht nach der Hauptstadt und meinen dortigen Freunden nicht lebhaft genug schildern. Dazu tragen mehrere Ursachen bei. Meine Pflichten habe ich so gut als möglich zu erfüllen gesucht und nie, Gott ist mein Zeuge, auf Kosten eines älteren Kameraden mein Avancement gesucht. Mit diesem Bewußtsein verlasse ich den Posten, den ich längere Zeit bekleidet und dieses Bewußtsein wird auch meine größte, vielleicht meine einzige Belohnung sein. Bei den vielen Gelegenheiten, die mir gegeben worden sind, mit meinem Könige zu sprechen, bin ich von ihm stets sehr gnädig behandelt worden, auch dann, wenn ich als Referent auftrat, was mir, sowohl in Beckaskog als hier, öfter begegnet ist; ob ich aber daraus einen Schluß auf die Zukunft ziehen darf, weiß ich nicht.

Eine große Freude wird es für mich sein, meine Kameraden wieder zu sehen; nur hätte ich gewünscht, Nikolaus von Wetterstedt noch unter denselben zu finden. Ist Bergström nie mehr bei Euern Partien? Wie befindet sich Krutmeyer in seiner neuen Stellung als verheiratheter Mann? Hat er mit seiner Frau etwas mehr bekommen, als was eine Frau immer mitbringen muß? Nach Deinem letzten Briefe soll Nils von Wetterstedt immer noch eben so heftig in seine schöne Cousine verliebt sein und jährlich von seinem Gehalte einige Reichsthaler bei Seite legen, um damit einst, wenn auch nicht früher, doch im Himmel, den Gegenstand seiner Liebe heirathen zu können.

Für Zellén habe ich immer die größte Hochachtung gehegt; daß er aber sechstausend Thaler begehrt, um den Abschied zu nehmen, nachdem der blinde Zufall ihm ein großes Vermögen beschert hat, kann ich unmöglich billigen, besonders da er wohl weiß, daß keiner von uns, Oviding ausgenommen, im Stande ist, einen derartigen Vertrag einzugehen. Uebrigens wünschte ich von ganzem Herzen, daß er bei uns bleiben möchte; denn mit seinen ausgezeichneten Eigenschaften könnten wir ihn als Staatssecretair begrüßen, sollten wir je das Unglück haben, die jetzigen zu verlieren."

Am 22. Januar desselben Jahres schrieb Carpelan von Malmö aus an den Expeditionssecretair Lindgrén:

„Getrennt von Stockholm und Gothenburg, das heißt von Allem, was ich besonders liebe, ist es für mich ein wahres Bedürfniß, Nachrichten aus diesen beiden Städten zu erhalten, welche von Freundes Hand geschrieben, doppelten Werth für mich haben: Herz, Verstand und Sinne sind dann befriedigt.

Als ich am 29. Januar meinen letzten Brief an Dich schrieb, lebte ich der Hoffnung, ich würde im nächsten Monate wieder in Stockholm eintreffen. Diese Hoffnung ist verschwunden, da die politischen Conjuncturen sich ganz anders gestaltet haben. Es steht uns manches bevor; dürfte ich meiner Neigung folgen, so würde ich im nächsten Frühjahre um einige Monate Urlaub einkommen, denn die sitzende Lebensart ist meiner Gesundheit nicht zuträglich. Gicht, Rheuma, Hämorrhoiden und beständige Halsschmerzen, das sind die Resultate meiner zweijährigen, unaufhörlichen Schreiberei. Bald bin ich ein

alter Mann und darf mir eine Perücke bestellen, nach dem Muster des Dienstkameraden Rhenström bei der Kammererpedition. Mein glückliches Alter ist verschwunden; glückliche Erinnerungen aus der Vergangenheit, eine in undurchdringliches Dunkel gehüllte Zukunft ist alles, was mir bleibt; doch fühle ich mich darum nicht unglücklich. Ich bilde mir eine Welt nach meinen Wünschen; man genießt, was man sich einbildet, man besitzt, was man hofft! Ich mache keine Ansprüche auf eine glänzende Stellung in der Gesellschaft und bin zufrieden, wenn ich meinen einzigen Wunsch erfüllt sehe: tägliches Brot für mich und meine Freunde zu haben. Mit diesen bescheidenen Ansichten gehe ich ruhig der Zukunft entgegen; ich empfange und genieße dankbar jede Gabe, die mir zu Theil wird, werde mir aber dieselben nie auf Kosten Anderer zu erwerben suchen. — Mag mich die Welt beurtheilen, wie sie will; glücklich, wenn mein Herz mich nicht verdammt.

Ziehe aus diesem ernsten Tone nicht den Schluß, als hätte ich meine fröhliche Laune verloren, nein, in allen Tagen des Lebens, selbst in den traurigsten, werde ich mir den frohen Sinn erhalten; nur seine Richtung ist eine andere geworden. Ein Lichtstrahl ist in meiner Seele aufgegangen und die Gottheiten, denen Eitelkeit und Eigenliebe in meinem Herzen Tempel erbaut hatten, sind jetzt, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, zu Abgöttern geworden, die mein reines Christenthum nicht mehr anzubeten vermag.

Obgleich ich aus dem merkwürdigen Umstande, den der Secretär mir mittheilt, nämlich, daß ein so hübsches

Mädchen wie Demoiselle H. immer noch besitzt, was die Frauenzimmer so gern verlieren, nur geringen Nutzen ziehen kann, so muß ich doch gestehen, daß mich die Sache, pour la rareté du fait unendlich interessirt hat. Armes Mädchen! sie schleppt eine schwere Last mit sich und die Religion gebietet uns ja, unsern Mitmenschen die Last zu erleichtern; aber wir leben in einer argen Zeit.

Wir erwarten hier Stenborgs Theatergesellschaft; wenn sie nur einige gute und hübsche Subjecte mitbringt, dann wird doch einmal unser keusches Leben hier ein Ende nehmen, denn ich glaube wahrhaftig, unser gemeinschaftliches Unwohlsein hat keine andere Ursache."

Einen Brief von Stralsund vom 27. Juli 1807 schloß er mit folgenden Worten:

„Wir erwarten hier ein mörderisches Bombardement. Ueberlebe ich dasselbe, so will ich in meinem nächsten Briefe umständlich sein."

Am 25. August desselben Jahres schrieb er aus dem Hauptquartier Pluggentin:

„Unsere Stellung ist merkwürdig. Seitdem die Franzosen den Dänholm genommen haben, erwarten wir stündlich auf der Insel Rügen angegriffen zu werden und in diesem Falle wird es lustig zugehen. — Heute haben wir nach Schweden den Befehl zu neuen Rüstungen geschickt. Vielleicht werden wir im Vorübergehen mit Bruder Dänemark ein paar Worte sprechen. Die Bestimmung unseres Schicksals hängt von der Ankunft des Königs Ludwig des Achtzehnten ab, der täglich auf einer eigenen an ihn abgesandten schwedischen Fregatte hier erwartet wird."

Einige Zeilen aus Gripsholm vom 1. März 1808 tragen den Stempel des Epikureismus, dessen eifriger Jünger Carpelan war. „Nächsten Sonnabend früh reise ich von hier ab. Könntest Du also für den Mittag desselben Tages eine lustige Partie auf dem Lilieholm veranstalten, so wäre dies ganz in der Ordnung. Sind Frauenzimmer dabei, um so besser, Mädchen und Wein darf man bei solchen Gelegenheiten nicht vergessen. Grüße mir die liebenswürdige Frau des Herrn Secretärs und kannst Du dazu kommen, so küsse ihre hübschen kleinen Füßchen."

Von dem Pfarrhause zu Lemland schrieb er am 15. October 1808:

„Meine Reise war sehr glücklich; ich verließ Stockholm am Sonnabend Nachmittag halb vier und war schon am Sonntag Vormittag halb zwölf auf Eckerö, nachdem ich elf und eine halbe Meile zur See und acht Meilen zu Lande zurückgelegt hatte. Mein hiesiger Aufenthalt scheint nicht von langer Dauer zu sein, denn man glaubt, der König werde sich bald wieder nach der Hauptstadt begeben. Ich wohne mit dem Grafen Gyllenborg eine halbe viertel Meile von dem Hauptquartier des Königs, wo ich mich jedoch beinahe den ganzen Tag aufhalte. Uebrigens befinden wir uns ganz wohl. Seit Hederstjerna's Abreise speise ich jeden Tag an der königlichen Tafel, die, man mag sagen was man will, sehr gut ist. So haben wir zum Beispiel jeden Mittag Ananas und Weintrauben gegessen. Der König selbst speist beinahe jeden Tag draußen."

Am 21. desselben Monats und desselben Jahres schreibt er von demselben Orte:

„Obgleich mit Geschäften überhäuft, kann ich doch nicht umhin Dir für die interessante Beschreibung Deines tête à tête mit Miß Flodin zu danken. Ach, wäre ich nur an Deiner Stelle gewesen! hier habe ich beinahe noch kein Frauenzimmer gesehen, wenigstens habe ich noch keine moralische, oder richtiger gesagt, unmoralische Ueberzeugung gewonnen, daß einige mit Unterröcken behangene Wesen, die meine Augen erblickt haben, wirklich Frauenzimmer sind." — Baron Carpelan's letzter Brief aus der Sammlung, die wir jetzt vor Augen haben, ist vom 16. November 1808 aus Gothenburg datirt. In derselben finden wir folgende Stelle:

„Ich habe die Freude gehabt meinen Vater noch lebend zu treffen; aber meine Hoffnung, ihn länger zu behalten, ist beinahe verschwunden. Meine Reise hierher wurde in weniger als drei Tagen zurückgelegt. Ich flog auf den Flügeln kindlicher Liebe.

Sehr interessant war mir die Nachricht von Sandel's Siegen; eben so die Grüße von den Kameraden. Skogman verdient allerwenigstens den Rang und Charakter des Pikbuben. Sein fleißiger Eifer in diesem Fache und sein edles, spöttisches Aussehen geben ihm volles Recht zu dieser Auszeichnung."

Seinen Fähigkeiten und Talenten nach hätte Baron Carpelan einen weit höhern, wichtigern Posten bekleiden können, aber seine geringe wissenschaftliche Bildung, namentlich seine Trägheit, machte ihn beinahe selbst zu dieser Stelle unfähig und seine spitzige Zunge, die weder

Macht noch Rang verschonte, zog ihm oft die größten Unannehmlichkeiten zu. Einige Wochen nach dem Tode Carls des Dreizehnten traf Carl Johann die Verfügung, es sollte ein großer Theil der Edelsteine des höchstseligen Monarchen als Eigenthum der Krone erklärt werden, mit der Bestimmung jedoch, daß die Königin Wittwe Hedwig Elisabeth Charlotte, so lange sie lebe, die Nutznießung derselben behalte. Letztere war nun über diese Verfügung, besonders über die Weigerung Carl Johann's, das Gesuch um Erhöhung ihrer Civilliste bei den Ständen zu unterstützen, höchst aufgebracht. Hierbei ist zu bemerken, daß die Civilliste dieser Königin, welche gar kein Privatvermögen besaß, 60,000 Thaler jährlich betrug, während die Stände der Wittwe Carl Johann's nach seinem Tode ein Wittwengeld von 80,000 Thalern bewilligt haben. In ihrem Aerger war die Königin Wittwe Hedwig Elisabeth Charlotte auf dem Punkte und nur mit Mühe davon abzuhalten, den König Carl Johann mitten im Staatsrathe aufzusuchen, um, wie sie sagte, den gnädigen Herrn daran zu erinnern, daß sie die Wittwe Carls des Dreizehnten sei, dem er, Carl Johann, Thron und Aufnahme in den europäischen Fürstenbund zu verdanken habe.

Diese Anekdote, welche das Tagesgespräch bildete, wurde im Expeditionsausschusse, dessen Wortführer bei dem Reichstage von 1815 Carpelan war, erzählt. „So — —? —“ rief Carpelan mit höhnischem Lächeln aus — „Die gute Königin wollte sich also zu den übrigen alten Weibern begeben.“ *)

*) Alle hier angeführten Briefe und Anecdoten vom Baron Carpelan sind historisch.

## Zehntes Kapitel.

Als Carl Johann den Thron bestieg, genoß Se. Excellenz der Graf Cederström das ganze, ungetheilte Zutrauen des Monarchen. Der schwedische Neid, der dem Glücklichen nie verzeihen kann, die schwedische Rechtschaffenheit, die sich nie mit dem gehässigen Wesen einer geheimen Polizei, dessen erklärter Chef Graf Cederström war, vertraut machen konnte, vereinigten sich beide, um Cederström's Sturz zu bewerkstelligen; aber lange blieben alle Bemühungen vergebens. Je eifriger Cederström's Feinde ihn zu stürzen suchten, desto mehr Gnade und Zutrauen erwies ihm der König, der des Grafen Angelegenheiten zu den seinigen machte. Schwerlich läßt sich diese Verbindung, diese intime Freundschaft zwischen zwei so verschiedenen Persönlichkeiten, wie Carl Johann und Rudolph Cederström, erklären; auf der einen Seite der kleine Diplomat, auf der andern der rohe Seemann; auf der einen Seite der überlegene, schlaue, witzige Kopf, auf der andern

der ganz gewöhnliche, gesunde Menschenverstand; der Glanz der höchsten persönlichen Liebenswürdigkeit, neben dem vollkommenen Gegensatze; ja, wenn Carl Johann's düster brennendes Augenpaar, überall, wohin es seine Blitze schleuderte, Hoffnung oder Furcht, Freude oder Schrecken verbreitete, so war in dem einzigen matten trüben Auge, das Cederström noch übrig hatte, beinahe eben so wenig Feuer und Leben zu bemerken, als in dem verlorenen, und nur der Gnade Sonnenlicht verlieh ihm zuweilen einen flüchtigen Glanz.

Carl Johann's Neigung für Cederström war nicht nur Allen, die ihn um seinen Einfluß beneideten, ein Dorn im Auge, sondern auch allen seinen Kameraden im Staatsrathe, die sich gedemüthigt fanden, nicht etwa durch den Vorzug seines Rathes, denn gewöhnlich begnügten sie sich damit, der Ansicht des Königs beizupflichten, sondern hauptsächlich durch das Benehmen des Königs gegen seinen Günstling. Kaum war die Staatsrathssitzung geschlossen, so erhob sich der König von seinem vergoldeten, mit rothem Saffian bezogenen Stuhle, auf dessen Rücklehne eine goldene königliche Krone prangte, und rief mit den Worten: „Ecoutez Cederström" letztern zu sich und führte ihn mit sich in sein Kabinet. Diese Auszeichnung, dieser Beweis außerordentlicher Gewogenheit und Gnade ärgerte die übrigen Staatsräthe, deren Gesichter sich bei solchen Gelegenheiten bedeutend verlängerten. Sie wechselten bedeutungsvolle Blicke. Einige bissen sich in die Lippen, Andere spitzten den Mund zu einem höhnischen Lächeln; auf ihrer Stirn sammelten sich Wolken des Unmuthes und kaum hatte

sich die Thür hinter Cederström und seinem hohen Beschützer geschlossen, so machte sich der Unmuth der Zurückbleibenden in halblautem Ziſchen und Pfeifen Luft.*) Wetterstedt allein ließ sich nichts merken; sein Einfluß stand auf festem Fuße; Cederström war ihm nicht im Wege. Er fürchtete ihn nicht, haßte ihn also auch nicht; aber er betrachtete ihn mit Geringschätzung, und wenn Cederström mit freudestrahlendem Antlitze sich beeilte, dem Winke des Königs zu gehorchen, folgte ihm Wetterstedt mit einem höhnischen Lächeln, warf im Vorübergehen einen eben so höhnischen Blick auf seine verblüfften Kameraden und entfernte sich, ohne an der verstohlenen Demonstration derselben Theil zu nehmen.

Der erste Versuch, das im Publikum und Staatsrathe gleich verhaßte Band zwischen Carl Johann und Cederström zu zerreißen, geschah auf dem Reichstage, an welchem das Scepter in andere Hände überging. Man entwarf eine förmliche Anklage gegen ihn, wegen seines am 18. April 1817 ausgefertigten Befehls einer Küstenbewachungsexpedition. Diese unerbittliche Strenge gegen den Günstling Cederström fiel um so mehr auf, da der Chef des königlichen Hofes, der Reichsmarschall von Essen, Präsident des Constitutionsausschusses und Baron Akerhjelm, der künftige Theaterintendant und später Staatsrath, Mitglied dieses Ausschusses war, und diese beiden Herren brachen den Stab über Cederström.

Sobald Letzterer einsah, es sei in der That Gefahr

*) Der Verfasser war oft Zeuge solcher Auftritte.

einer öffentlichen Demüthigung, nahm er seine Zuflucht zum Könige, auf dessen Vermittelung Cederström nicht vergebens gehofft hatte. Er suchte Carl Johann begreiflich zu machen, was dieser auch gern glaubte, daß seine Ergebenheit für den König und die Gnade, welche ihm dieser bezeigte, die eigentliche, wahre Ursache sei, warum man ihn zu stürzen suche, und daß Anklage und Untersuchung nur Vorwand zur Erreichung des Zweckes wären.

„Wenn Ew. Majestät" — bemerkte endlich der verfolgte Günstling — „die Gnade haben wollten, den Präsidenten des Constitutionsausschusses, Graf Essen, kommen zu lassen und ihm eine tüchtige Lection zu lesen, so wird er wohl gelindere Saiten aufziehen und auch die andern Mitglieder zur Nachgiebigkeit stimmen."

„Daß man durch den auf Sie gerichteten Angriff eigentlich mich beleidigt, ist vollkommen wahr; dies habe ich schon längst eingesehen" — antwortete Carl Johann zornig. — „Wenn aber die erbärmlichen Menschen sich einbilden, ich werde Ihnen deshalb meine Gnade und Gewogenheit entziehen, so irren sie sich; im Gegentheil, ich werde Sie mehr als je in meinen ganz besondern Schutz nehmen, verstehen Sie mich? Essen will ich sogleich kommen lassen, aber Sie irren sich in der Art, wie man diesen Mann behandeln muß. Essen ist ein eingefleischter Aristokrat, der sich eben so wenig ins Bockshorn jagen, als erkaufen läßt. In Christiania habe ich ihn kennen gelernt. Man muß auf eine eigene Weise mit ihm umgehen. Drohungen und Zurechtweisungen richten bei ihm wenig aus; im Gegentheil würde

dadurch sein Hochmuth und sein Ehrgeiz noch mehr gereizt, durch Schmeicheleien und gute Worte werde ich ihn zu gewinnen suchen.“

Und der Graf Essen wurde zum Könige beschieden.

Im Schlafrocke auf dem Sopha liegend, empfing Carl Johann den Grafen in seinem Schlafzimmer und bot ihm einen Platz in einem Lehnstuhle neben dem Sopha an.

„Ich empfange Sie im Negligée, Herr Graf“ — sagte der König freundlich lächelnd und streckte Essen die Hand entgegen, die dieser ergriff, um sie zu küssen, was jedoch der König verhinderte, indem er des Marschalls Hand mit Wärme in der seinigen drückte, — „aber nur für seine Freunde legt man alle Etiquette auf die Seite.“

Essen verbeugte sich schweigend.

„Oder wie“ — fuhr der Monarch fort — „wollen Sie mir nicht erlauben, Sie unter die Zahl meiner Freunde zu rechnen? Unsere Bekanntschaft schreibt sich von dem ersten Augenblicke meiner Ankunft in diesem Lande und Sie sind der erste Schwede, dem ich die Statthalterschaft von Norwegen anvertraut habe, nachdem es mir gelungen, was mehrere Eurer früheren Könige umsonst versucht haben, dieses Land mit Schweden zu vereinigen.“

„Dieses große Werk Ew. Majestät bleibt in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet und die große Gnade, womit Sie, allergnädigster Herr, mich zu überhäufen geruhen . . . .“

„Sprechen Sie nicht von Gnade mein bester Graf“

— fiel der König lebhaft ein — „Freundschaft und Vertrauen ist es, das ich stets für Sie gehegt, und hoffentlich darf ich auf ähnliche Gefühle von Ihrer Seite rechnen.“

Essen verbeugte sich abermals auf das Ehrerbietigste.

„Die treue Anhänglichkeit, mit der Sie die Freundschaft meines seligen Herrn Vaters erwiederten, hat meine Hochachtung für Ihre Person noch gesteigert, und mit Ihren alt ritterlichen Begriffen von Treue betrachten Sie gewiß nicht Ihre Pflichten und Verbindlichkeiten gegen Ihren alten König mit seinem Leben als erloschen.“

Ohne die Absicht dieser Einleitung zu ahnen, suchte Essen mit forschenden Blicken in Carl Johann's Zügen zu lesen und antwortete: „Seine Majestät haben mit Ihrer gewöhnlichen Menschenkenntniß seine Gedanken und Ansichten vollkommen errathen.“

„Ja!“ — rief der König mit Wärme aus — „ich wußte wohl, daß ich mich in Ihnen nicht irren könne, wie sehr auch einige schlechte Menschen sich bemühen, meine Meinung zu erschüttern; ich bin daher überzeugt, Herr Graf, daß Sie zu den Leuten gehören, die ihre Worte durch Thaten beweisen und beurkunden.“

„Ohne Zweifel, allergnädigster Herr!“ — antwortete Essen — „darf ich Ew. Majestät wohl bitten, mir mitzutheilen, was Sie eigentlich von mir wünschen?“

Unter heftigem Wortschwalle und lebhaften Geberden, suchte Carl Johann die Verlegenheit zu verbergen, in welche diese Frage, oder richtiger gesagt, die

Nothwendigkeit, sich zu erklären, ihn versetzte und nahm folgendermaßen das Wort:

„Die Sache verhält sich so: den Mangel an Zartgefühl und Ehrerbietung, den einige Ständemitglieder während dieses Reichstages gegen meine Person an den Tag legen, kann ich verzeihen und vergessen, handelt es sich aber darum, das für mich so theure, ja heilige Andenken Carl des Dreizehnten unbefleckt zu erhalten, so gebietet mir die Pflicht und die Ehre, deren Gesetze stets die Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, Herr Graf, die undankbaren Menschen an der Ausführung ihrer Pläne zu hindern. Sie wissen selbst, daß mein Höchstseliger Vater den Baron Rudolph Cederström stets mit seinem höchsten Zutrauen beehrt hat. Sie waren Waffenbrüder, hatten zusammen gegen Wind und Wogen gekämpft, dieselben Gefahren miteinander getheilt, zusammen ihre Lorbeern gepflückt. Daraus entstand eine Freundschaft auf Leben und Tod, ein Zutrauen, wie es nur zwischen zwei verwandten Seelen möglich ist. Diese Gefühle betrachte ich als ein von meinem und Cederström's Wohlthäter hinterlassenes Erbe, und wenn einige Ständemitglieder vergessen können, was Sie dem Andenken des Siegers bei Hogland, dem Andenken des Schutzengels dieses Landes am 13. März, dem Andenken eines Fürsten schuldig sind, der Schweden die Constitution vom 8. Juli schenkte, so will ich wenigstens nicht vergessen, daß die Wahlacte vom 19. September 1810 Carl's des Dreizehnten Unterschrift und Siegel trägt."

„In der That, gnädigster Herr!" — sagte Graf

Essen, nachdem der König seine Rede geendigt hatte — „entweder bin ich nicht so glücklich, die Meinung Ew. Majestät zu verstehen, oder, wenn ich sie verstehe, so muß man Ew. Majestät in Bezug auf die Anklage, welche gegen Cederström im Werke ist, irrig berichtet haben. Er hat gegen die Formen gefehlt; darüber mögen die Gesetze urtheilen, von einer Verfolgung gegen seine Person, oder von einer Gefahr ist jedoch nicht die Rede.“

„Ist dies nicht Gefahr und Unannehmlichkeit genug, wenn er einer Anklage vor dem Reichsgerichte bloßgestellt ist? und nennen Sie es keine Verfolgung, daß er wegen seiner bekannten Ergebenheit gegen meinen Höchstseligen Vater und gegen mich einer solchen Behandlung ausgesetzt wird?“ — rief der König mit lauter Stimme und zorniger Geberde.

„Ich hoffe“ — erwiederte Essen mit Ernst und Würde — „daß Ew. Majestät mir wenigstens keine solche Beweggründe zutrauen?“

Und der Reichsmarschall war im Begriff von dem Stuhle aufzustehen, um sich zu entfernen; aber der König ergriff freundlich seine Hand, zog ihn sanft in den Lehnstuhl zurück und sagte mit milderer Stimme:

„Wie mögen Sie auf den Gedanken verfallen, mein lieber Freund, daß meine Worte auch nur im Entferntesten auf Sie Bezug haben könnten? Wäre dies der Fall, so hätte ich mich nicht unmittelbar an Sie gewendet, um ein Mißverständniß zu beseitigen, durch welches die beiden Staatsgewalten in eine ungeeignete Stellung versetzt werden und ein braver, unbescholtener Beam-

ter in die peinlichste Lage geräth. Denn etwas anderes als Mißverständniß kann es wohl nicht sein, daß die Stände, gleich im Anfange meiner Regierung, einen der Staatsräthe, den ich mit meinem Vertrauen beehre, vor dem Reichsgerichte in Anklagezustand versetzen wollen."

„Wenn er aber dies Vertrauen nicht verdient, allergnädigster Herr, so ist es ja ein Gewinn für Ew. Majestät, sowie für das Land, wenn einem vorlauten, unbedachtsamen Menschen zu rechter Zeit die Flügel gestutzt werden, ehe er versucht, allzu hoch fliegen zu wollen."

„Sie vergessen, mit wem Sie sprechen, Herr Graf!"

„Nein, gnädigster Herr! ich halte es als ein rechtlicher Diener meines Königs für Pflicht, Ew. Majestät die Augen zu öffnen und Ihnen den Mann zu zeigen, wie er wirklich ist und nicht, wie er Ihnen durch die Brille der Gnade und Gunst erscheint."

„Sie hassen Rudolph Cederström."

„Ich hasse Niemand; mit Baron Cederström habe ich nie persönlichen Umgang gepflogen; zwischen uns finden gar keine Berührungspunkte, weder freundliche noch feindliche, statt."

„Wohlan" — sagte der König, indem er von dem Sopha aufstand und sich dem Tische näherte, auf dem ein langes, schwarzes, mit dem vergoldeten Namenszuge Carl's des Dreizehnten versehenes Futteral lag — „in diesem Falle kann es Ihnen nicht unangenehm sein, ihm eine Demüthigung zu ersparen, welche als Trotz gegen mich und zugleich als eine Beleidigung gegen das Andenken meines Höchstseligen Vaters, Ihres Beschützers,

erscheint. Dieses Andenken müssen Sie, Herr Graf, als ein edler Ritter sans peur et sans reproche in der Person eines seiner treuen und ergebenen Diener vertheidigen. Hat er einen Fehler begangen, so theilt er dies Loos mit der ganzen übrigen Menschheit; denn Niemand ist unfehlbar, weder Ich, noch Sie, Herr Graf.*) Der Preis für die ritterliche Handlung, die ich von Ihnen verlange, sei das Andenken an Ihren verstorbenen Monarchen, dessen Tod seine dankbaren und wirklich treuen Unterthanen zu beweinen nie aufhören werden.“ „Hier“ (Carl Johann öffnete das Futteral und nahm aus demselben einen Degen, dessen goldnes Gefäß reich mit Brillanten besetzt war.) „Hier ist der Degen, den König Carl der Dreizehnte selbst getragen hat. Er kann in keine würdigere Hände gerathen, als in die Ihrigen, Herr Graf, nie besser verwendet werden, als zur Belohnung für Denjenigen, der des verewigten Monarchen Ansehen, das in einem seiner ergebensten Diener verunglimpft werden soll, aufrecht erhält.“

Der Reichsmarschall, Graf von Essen, verbeugte sich tief, indem er mit der einen Hand den kostbaren Degen von sich wies und sprach: „Ehre und Gewissen, mein gnädigster Herr, schreiben mir vor, wie ich mich in der Angelegenheit des Barons Cederström zu benehmen habe und verbieten mir, für eine Handlung strenger Gerechtigkeit irgend eine Belohnung anzunehmen.“

*) Die eignen Worte Carl Johann's, die er in einer dem Verfasser ertheilten Audienz an denselben richtete.

„Besinnen Sie sich, Herr Graf“ — fuhr Carl Johann mit einiger Verlegenheit fort — „es ist in jeder Hinsicht ein königliches Geschenk; der Degen wird Euch von einem Könige geschenkt, ist von einem Könige getragen worden und ist unter Brüdern zehntausend Thaler werth, verstehen Sie mich? Im Namen meines unsterblichen Vaters beschwöre ich Sie zu verhindern, daß das Andenken desselben durch Cederström's Sturz befleckt werde; was mich betrifft, so kann mir daraus weder Schaden noch Nutzen erwachsen. Die Verfügung, über welche Cederström zur Rede gestellt werden soll, ist nicht unter meiner Regierung ausgefertigt worden .... noch einmal, Herr Graf! in Carl's des Dreizehnten, meines hohen Vaters Namen, biete ich Ihnen diesen Ehrendegen an.“

„Ew. Majestät haben sonst nichts zu befehlen?“ — fragte Essen mit ehrfurchtsvoller Geberde, aber in feierlichem Tone und mit einem stolzen Blicke, der, mehr als alle Worte, die Ueberzeugung aussprach, die Unterhandlung sei unwiderruflich abgebrochen.*)

„Nein, mein Herr!“ — antwortete der König mit unterdrücktem Aerger, indem er den Degen auf den Tisch warf — „ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Ehre und Ihr Gewissen nie auf eine härtere Probe gestellt werde, und sie immer mit derselben Festigkeit be-

*) Dieser ganz historische Auftritt ist in einem früher erschienenen Werke: Skildringär ur dagens historia schon angedeutet, konnte jedoch unter Carl Johann's Regierung nicht expressis verbis werden wie jetzt.

stehen möge, wie heut .... vielleicht dürfte in der Zukunft eine Zeit kommen, wo Sie meiner bedürfen; ich werde alsdann vergessen haben, was heut zwischen uns vorgefallen; Sie können thun, was Ihnen beliebt! .... Leben Sie wohl!"

Und der Reichsmarschall von Essen entfernte sich.

„Die verdammten Aristokraten!" — murmelte der König zwischen den Zähnen, indem er Essen einen wüthenden Blick nachwarf. — „Doch Geduld, eine Zeit wird kommen, wo ich Euch erreichen werde und dann ..."

## Elftes Kapitel.

Carl Johann's Eifer und Bemühungen, seinen Günstling, den General-Adjudanten der Flotte, Staatsrath, Baron Cederström, von den Folgen der gerichtlichen Untersuchung zu retten, beschleunigten im Gegentheil dessen Fall. Bis jetzt handelte es sich nur darum, einen unbedachtsamen Beamten zu bestrafen, der, eine Regierungsform mißbrauchend, die Grenzen seiner Befugnisse überschritten hatte; jetzt aber galt es, Rechte, Pflichten und Würde der einen Staatsgewalt gegen Angriffe der andern zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Die Frage drehte sich um nichts Geringeres, als darum, ob die Constitution und die Verantwortlichkeit der königlichen Staatsräthe eine Wahrheit sein sollte oder nicht.

Von beiden Seiten wurden alle Mittel aufgeboten, alle Triebfedern in Bewegung gesetzt; auf der einen die Creaturen des Königs und Cederström's Freunde, auf der andern die Freunde der gesetzlichen Constitution

und Cederström's Feinde, welche von seinen Collegen im Staatsrathe im Geheimen unterstützt wurden.

Von allen Seiten sprach man von nichts Anderm, von allen Seiten wurden Commentare gemacht und Aufklärungen gesucht. Die Schadenfreude der übrigen Staatsräthe über dieses Unglück, das ihren Collegen Cederström bedrohte, trug nicht wenig dazu bei, die erklärte Abneigung Carl Johann's gegen den Staatsrath en corps zu vermehren, obgleich er Ausnahmsweise manchem Mitgliede desselben seine Gewogenheit schenkte.

Die Sache ging ihren Gang fort, fiel aber keineswegs nach den Wünschen des Königs aus. Der Constitutionsausschuß versetzte Cederström in Anklagestand vor dem Reichsgerichte. Das Benehmen der Stände bei dieser Gelegenheit war voll Würde und Festigkeit; nachdem in dem Ausschusse jedes Mitglied seine Meinung offen ausgesprochen und es sich erwiesen hatte, daß Cederström fallen müsse, begehrten einige seiner Freunde, die Stimmen sollten schriftlich in verschlossenen Zetteln gesammelt werden; sie hofften nämlich, Mancher, der sich scheute offen als Cederström's Freund aufzutreten, würde kein Bedenken tragen, im Geheimen für ihn zu wirken. Diese schriftliche Votirung fiel jedoch ganz so aus wie die frühere mündliche; auf beiden Seiten fand sich dieselbe Anzahl Stimmen.

Dies Resultat schlug den Günstling sehr nieder und regte seinen hohen Beschützer sehr auf.

„Die Volksvertreter" — rief Carl Johann — „sind bei ihrem Eigensinn stehen geblieben; desto schlim-

mer für die starrköpfigen Hohlköpfe, wenn das Reichsgericht sich nachgiebiger bezeigt!“

Letzteres bestand größtentheils aus Beamten, die mehr oder weniger von der Regierung abhängig waren; man suchte sie für dieselbe zu gewinnen, aber sie blieben im Anfange unerschütterlich. Man fragte jeden Einzelnen, wie er zu stimmen gesonnen sei, und als der höchste Commandant der Garnison in der Hauptstadt, der General-Major Baron von Otter, mit ächt schwedischer Offenheit und Festigkeit erklärte, sein Gewissen erlaube ihm nicht, den angeklagten Staatsrath frei zu sprechen, wurde von Otter unter irgend einem Vorwande sogleich seines Amtes enthoben, wodurch er von selbst das Recht verlor, in dem Gerichte zu sitzen und also auch in der Cederströmschen Angelegenheit seine Stimme zu geben.

Dessenungeachtet wurde der Baron Cederström durch die meisten Stimmen zur Verantwortung verurtheilt.

Cederström's Schrecken, des Königs Aerger über dieses Resultat lassen sich nicht beschreiben. Zu dem Wohlwollen für Cederström und den Verdruß, die Opposition nicht besiegen zu können, gesellte sich die Besorgniß, dieses erste Beispiel möchte für die Zukunft von übeln Folgen sein. Es handelte sich nicht mehr um eine Privatangelegenheit des Barons Cederström; des Königs Vortheil, seine persönliche Eigenliebe war jetzt im Spiele und diese mächtigen Beweggründe veranlaßten die neuen, außerordentlichen und bisher ungewöhnlichen Schritte, welche versucht wurden, um den Beschluß des Reichsgerichts zu vernichten.

Baron Rudolph Cederström gehörte zu den wenigen Personen, denen Carl Johann das Recht verliehen hatte, ein für allemal in seine Gemächer ohne vorangegangene Meldung einzutreten. Auf die Nachricht von dem Beschlusse des Reichsgerichts eilte er sogleich zum König, um ihm seine Noth zu klagen und in seiner Gnade einen Trost zu suchen.

„Ich weiß schon Alles“ — antwortete Carl Johann. — „Meine Spione sind schneller und geschickter, als die des Oberstatthalters. In dieser letzten Eigenschaft sollten Sie, besser als irgend Jemand die Leute kennen, mit denen wir jetzt zu thun haben. Setzen Sie alle Ihre Werkzeuge in Bewegung und verschaffen Sie mir schnelle und sichere Nachrichten darüber, welche unter den Richtern vor der Revision und Publikation des Urtheils vielleicht mit sich sprechen lassen, und wie die schwache Seite eines Jeden von ihnen beschaffen ist. Habe ich recht gehört, so dürfen nur Zwei auf unsere Seite übertreten, und Sie sind, mein bester Baron, gerichtlich freigesprochen.“

Durch diese neue Hoffnung angespornt, war Cederström bald im Stande, dem Könige zu melden, daß unter den Richtern, die ihn für schuldig erklärt hatten, der Kriegsrath Askegrön und der Admiralitäts-Kammerrath Carlberg die Nachgiebigsten zu sein scheinen. Bei dem Einen mußte Eitelkeit, bei dem Andern klingende Gründe als Hebel angewendet werden.

„Schon wieder ein Aderlaß für meine Privatkasse!“ — rief der König aus — „gleichviel, wenn nur der Zweck erreicht wird. Sie sehen, Cederström, was ich alles

für Sie thue; ich hoffe deshalb während Ihres ganzen Lebens auf Ihre unumschränkte Ergebenheit, auf Ihren Gehorsam und auf Ihre innige Dankbarkeit rechnen zu dürfen. Verstehen Sie mich?“ —

„So lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, gehört er meinem Könige; wie auch Ew. Majestät über mich gebieten mögen!“ — antwortete Cederström — „aber das schwierigste Hinderniß ist noch zu beseitigen. Wer soll mit den beiden Herren unterhandeln?“

„Und das fragen Sie mich?“ — erwiederte der König mit gerunzelter Stirn — „hier zu Lande ist es nicht genug, die Musik zu bezahlen, man soll auch noch selbst aufspielen. Aber, lieber Cederström, die Sache betrifft ja nur Sie. Mir kann sie persönlich weder Schaden noch Nutzen bringen. Nur um Sie aus der Klemme zu ziehen, nur aus Freundschaft für Sie, verstehen Sie mich? bin ich bereit Opfer zu bringen und Leuten zu schmeicheln, von denen ich nie habe sprechen hören. Sie können doch vernünftiger Weise von mir nicht verlangen, daß ich auch noch für Sie denken soll.“

„Daran sind Ew. Majestät selbst Schuld“ — erwiederte Cederström lächelnd, indem er mit seinem einen Auge den König starr ansah — „Ew. Majestät haben ein für allemal uns Schweden verwöhnt, dadurch, daß Sie immer für uns denken. Wenn wir sämmtlich mit Blindheit geschlagen sind, ist das Genie Ew. Majestät unser Leitstern, der uns auf dem schwierigsten Pfad vorleuchtet, auf dem wir uns sonst tief verirren müßten.“

Des Königs Züge erheiterten sich, er klopfte Ce-

derström freundlich auf die Achseln und sagte: „Wohlan, ich sehe, daß ich Sie nicht los werde, bis ich Ihnen auf den rechten Weg geholfen habe. Sie dürfen selbst mit den beiden Herren nicht sprechen, theils wäre es unpassend, theils würden sie kein rechtes Vertrauen in Ihre Versprechungen setzen. Sie können sich an keinen Ihrer Collegen im Staatsrathe wenden, denn diese spielen beinahe alle unter einer Decke mit Ihren Feinden und würden sich Ihres Sturzes freuen. Der rechte Mann für diese Unterhandlung ist Graf Sandels. Als Präsident des Kriegscollegiums ist er Askegrén's unmittelbarer Chef und als Landmarschall des Reichstages, auf welchem diese unverschämte Frage aufgeworfen worden, muß er mit Carlberg sprechen. Auf Sandels können wir Beide uns verlassen; ich will ihn sogleich hierher bescheiden, denn es ist keine Zeit zu verlieren.“

Graf Sandels erhielt den Auftrag und führte ihn zur Allerhöchsten Zufriedenheit aus. Nach ein paar Tagen meldete er Sr. Majestät, daß der Kriegsrath Askegrén in den Adelstand erhoben zu werden wünsche, und daß der Admiralitäts-Kammerrath Carlberg allerdings einen hohen Werth auf Belohnung lege; jedoch leere Auszeichnung verschmähe.

„Sehen Sie, daß ich meine Leute kenne!“ rief der König mit triumphirendem Blick. — „Die Elenden! ... doch nein! wer weiß, ob sie sich nicht anders besonnen haben und zu einer bessern Ueberzeugung gelangt sind? Ich will es wenigstens glauben und ihnen gern verzeihen, daß sie den Umstand zu ihren eigenen Vortheilen

zu benutzen verstehen . . . . Ich berechtige Sie, Graf Sandels, dem Einen den Adelsbrief und dem Andern das, was er sonst verlangt, in meinem Namen zuzusichern. Die gewünschte Summe soll Letzterer durch Anweisung auf meine Privatkasse, in monatlichen Raten zahlbar, erhalten. Doch ehe dies Alles geschieht, muß Cederström vom Reichsgerichte freigesprochen sein, verstehen Sie mich? —"

Die Abrede wurde getroffen und in Ausführung gebracht. Bei der Revision und Mundirung des Reichsgerichtsprotocolls widerriefen Askegrén und Carlberg ihr früher abgegebenes Votum und erklärten, sie hätten sich nach reiferer Ueberlegung anders entschlossen und stimmten jetzt für Freisprechung der Anklage. Dadurch gestaltete sich die Sache ganz anders. Der Staatsrath, Baron Cederström wurde also freigesprochen.

Seine Freude darüber war sehr natürlich; aber sein Sieg über das Gesetz eine Niederlage vor dem Urtheile der Welt. Von Haparanda bis Ystadt erscholl Eine Stimme des Unwillens und der Mißbilligung. Askegrén und Carlberg sahen sich dem öffentlichen Spotte, der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Im ganzen Reiche nannte man sie „die Mundirungsräthe", ein Name, der jetzt noch nicht vergessen ist. In den Zeitungen bot man damals Mundirungsdinte, Mundirungsfedern u. dergl. zum Verkauf aus.

Der Admiralitäts-Kammerrath Carlberg grämte sich zu Tode; nur kurze Zeit überlebte er seine Belohnung und seine Schande. Der Kriegsrath Askegrén erhielt im nächsten Jahr (1819) ein adeliges Wappen-

schild mit drei goldenen Kronen und dem Schwerte der Gerechtigkeit, umwunden von einem goldenen Lorbeerkranze, mit dem schönen aber unpassenden Namen: Edelkrona, den die Vorsehung ihm zur Strafe und Andern zur Warnung, bis zum neunzigsten Jahre im Schmutze herumschleppen ließ.

In demselben Jahr 1819 wurde dem Staatsrath Cederström der Grafentitel verliehen.

## Zwölftes Kapitel.

Freiherr von Anckarsvärd hatte nach dem bekannten Unfall während des Befreiungskrieges fünf Jahre lang nichts von sich hören lassen. Die Kriegsbahn war geschlossen und ihm die Hoffnung auf alle Beförderungen, welche seinen Kameraden und früheren Waffenbrüdern in reichem Maaße zu Theil wurden, auf immer benommen. Bei dem Reichstage, welcher zugleich der letzte unter Carl des Dreizehnten und zugleich der erste unter Carl Johann's Regierung war, trat Anckarsvärd abermals öffentlich auf. Um eine Rolle zu spielen, war seine Stellung in diesem Augenblick eine sehr schwierige; Ueberzeugung und Ruf verboten ihm, unter den Bewunderern und Schmeichlern des neuen Herrschers sich zu zeigen und die glänzende Persönlichkeit Carl Johann's, von der sich das Publikum damals noch blenden ließ, verhinderte ihn, als Oppositionsmann kräftig aufzutreten. Indessen wären, vielleicht mehr aus Neugierde, als aus Theilnahme, die Blicke

des Publikums auf Anckarsvärd gerichtet. Man wunderte sich mehrere Jahre lang, ehe man anfing zu bewundern.

In dem Augenblicke, als Carl der Dreizehnte den Geist aufgab, befand sich Baron Anckarsvärd auf dem Schlosse, um sich nach dem Befinden des hohen Kranken zu erkundigen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, wie es die Etiquette erfordert, wenn ein schwedischer Monarch die Augen schließt, und die Anwesenden mußten dem neuen Herrscher, der sich ihnen bald zeigte, den Eid der Treue leisten.

Dies Zusammentreffen zwischen Carl Johann und Heinrich Anckarsvärd, war eben so feierlich und wichtig, als der Moment ihrer Trennung. Durch sein majestätisches und doch durchaus gnädiges Auftreten, schien der König, wie früher Ludwig der Zwölfte von Frankreich, Alles vergessen zu wollen, was als Kronprinz seinen Zorn erregt hatte. Nachdem Anckarsvärd, nach geleistetem Eide, als Zeichen der Unterthänigkeit, dem Könige die Hand geküßt, — was dieser außerdem nie zugab — schloß Carl Johann ihn in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

Wäre Anckarsvärd Hofmann gewesen, so hätte diese glänzende Versöhnung der Vorbote neuer Erfolge in irgend einer Carrière sein können, obgleich Wetterstedt, Anckarsvärd's Feind, und Cederström, Adlersparre's Anhänger und also kein Freund von Anckarsvärd, im Staatsrathe saßen; aber er legte wenig Gewicht auf Beförderung und Hofgunst und er zog es vor, auf dem Ritterhause eine Rolle zu spielen.

Während der Constitutionsausschuß gegen den Admiralitäts-Präsidenten Cederström seine Angriffe richtete, forderte Baron Anckarsvärd den Oberbefehlshaber der Landarmee, General Björnstjerna in die Schranken. Sie waren früher Freunde und bei der Revolution von 1809 thätig gewesen; aber nachdem diese vollbracht, oder, richtiger gesagt, nach den politischen Ereignissen von 1812 trennten sich ihre Wege; der Eine erhielt den Commandostab des Landheeres, der Andere wurde auf schimpfliche Weise aus dem Dienste entlassen. Es giebt jedoch keinen Standpunkt im Leben, der nicht seine Vortheile darböte, wenn man sie nur zu benutzen versteht; und dies war bei Baron Anckarsvärd der Fall. General Björnstjerna antwortete mit vornehmen Aerger auf Anckarsvärd's Angriff; der hohe Beamte wollte sich durchaus nicht entschließen, mit einem Privatmann, der unabhängig lebte und vom Hofe nichts wissen wollte, in die Schranken zu treten. Aber Anckarsvärd ließ sich durch die heftige Sprache seines Gegners nicht aus seiner Ruhe bringen. Er zielte mit fester Hand und scharfem Auge und traf auf's Haar.

Der Constitutionsausschuß schien die Bemerkungen des Barons Anckarsvärd nicht so leicht zu nehmen, als General Björnstjerna gewünscht hätte. Glücklicherweise für Letzteren merkte der König sogleich Anckarsvärd's Absicht, und traf seine Maaßregeln, um die Sache im Anfange zu unterdrücken. Es würde in und außer dem Lande einen allzuschlechten Begriff von der Kriegsverwaltung, dem Lieblingsthema Carl Johann's, gegeben haben, wären schon im ersten Jahre nach seiner

Thronbesteigung die beiden höchsten Befehlshaber des Land- und Seeheeres von den Reichsständen zur Rechenschaft gezogen worden; die Freisprechung des Angeklagten aber noch einmal, wie bei Cederström, durch Bestechung, Schmach und Schande zu erkaufen, war eine ungewisse und gefährliche Sache. Es wurde also nichts unterlassen, um Anckarsvärd's Bemerkungen gleich in der Geburt, das heißt im Constitutionsausschusse, zu ersticken. Björnstjerna hatte nicht, wie Cederström, den ganzen Staatsrath mit dem ganzen Troß von Verwandten und Anhängern gegen sich; dagegen befand sich im Ausschusse selbst sein Verwandter und Freund, Baron Akerhjelm, der seine fein angelegten und klug verheimlichten Pläne mit demselben Eifer betrieb: es mochte sich darum handeln, einen Freund auf das Capitolium zu heben, oder einen Gegner von den tarpeischen Felsen herab zu stürzen.

Den Ständemitgliedern wurden Aussichten auf gute Beamtenstellen und Pastorate, Orden und Titel eröffnet und ein Blick in dieses gelobte Land stimmte die Gemüther zur Versöhnlichkeit. Das einzige Resultat, das Baron Anckarsvärd aus seiner Anklage zog, war, daß er von dem Augenblicke an dem Volke bekannt, und der Regierung verhaßt wurde.

Dagegen stieg General Björnstjerna in der Gunst des Königs. Letztern suchte man zu überzeugen, Anckarsvärd's Angriff habe eigentlich ihm gegolten, als Rache für das Ereigniß von 1813; General Björnstjerna aber habe zum Vorwande dienen müssen, da, nach der Constitution, der Monarch selbst unantastbar

sei. Daß Carl Johann den General, der sich als Schild vor ihn gestellt und die Streiche seiner Feinde aufgefangen hatte, mehr als je mit seiner Gnade überhäufte, war nicht nur edel, sondern auch klug, da Anckarswärd's Bemerkungen bei der Form einer einzelnen, vom Constitutionsausschusse nicht einmal anerkannten Anklage stehen geblieben war.

Diese Dazwischenkunft des Königs in den erwähnten Fällen, in denen es ihm gelungen war, Cederström und Björnstjerna zu retten, veranlaßte einen andern hohen Beamten, in einer Privatangelegenheit dieselbe hohe Protektion in Anspruch zu nehmen. Wenn Personen, die bei Carl Johann gut angeschrieben waren, seine gute Laune zu benutzen verstanden, so fand er ein wahres Vergnügen daran, sie zufrieden zu stellen, sollte er auch sich ihretwegen einige Unannehmlichkeiten zuziehen. Bei feurigen, lebhaften Temperamenten findet man oft Zorn und Güte gepaart und es kommt nur darauf an, welches Gefühl das überwiegende ist.

Einer unserer schwedischen Millionäre, der Eisenwerkbesitzer Eberstein in Norrköping, hatte in seinem Testament einen bedeutenden Theil seines Vermögens frommen Stiftungen vermacht. Darüber entstand ein Prozeß, der bis zum Oberappellgerichte verfolgt wurde. Die natürlichen Erben thaten ihr Möglichstes, um die Aufhebung des Testaments zu erlangen und einer derselben, General Boy, der mit einer Nichte des verstorbenen Eberstein verheirathet war, suchte die Person des Königs für sich zu gewinnen. Man machte dem Könige begreiflich, daß die Erhaltung oder Vernichtung

gewisser Grundsätze in der Gesetzgebung, namentlich solcher, welcher mit den Hoheitsrechten des Königs und der Obervormundschaft, die er über alle Wohlthätigkeitsanstalten des Landes übe, in Verbindung ständen, von dem Ausgange dieses Prozesses nothwendig abhingen. Mit Carl Johann's Wohlwollen für General Voy, vereinigte sich also die Besorgniß, einige seiner Vorrechte in Abrede gestellt zu sehen. Er ließ den Justizkanzler und die Mitglieder des Oberappellgerichtes vor sich rufen und sich von jedem derselben die Sache vortragen. Und von Allen wurde ihm versichert, daß die natürlichen Erben das Gesetz gegen sich hätten.

„Ich setze aber den Fall, daß es mehreren reichen Dummköpfen hier zu Lande einfiele, ihr Vermögen den gesetzlichen Erben zu entziehen und mit demselben Erziehungsanstalten für die Kinder herabgekommener Gustavianer zu errichten, habe ich da als König nicht ein Wort zu sprechen?“ — fragte der König Carl Johann mit flammenden Blicken.

„Ew. Majestät besitzen zwei Stimmen im Oberappellgerichte, wenn Ew. Majestät für gut finden, den Sitzungen beizuwohnen“ — war die Antwort.

„Wohlan!“ — fuhr der König heftig fort — „diesmal will ich der Berathung über diesen Gegenstand beiwohnen. Erlaubt man sich dann, meine zwei Vota zu überstimmen, so werde ich selbst an das Urtheil des Publikums, an die gesunde Politik, an Europa's Rechtsgelehrte und an das Rechtsgefühl des schwedischen Volkes appelliren.“

Der Justizkanzler trat im Oberappellgerichte auf und

erklärte zu Protokoll auf des Königs Befehl, daß Seine Majestät beschlossen hätten, bei dem Urtheilsspruche der Eberstein'schen Testamentsangelegenheit der Sitzung selbst beizuwohnen.*) Es sollte also dem Könige gemeldet werden, wann die Sache zum Vortrage ausgearbeitet sei und Seine Majestät würden alsdann den Tag der Sitzung selbst bestimmen.

Nach der Constitution hatte Carl Johann unstreitig das Recht, der Sitzung des Oberappellgerichtes beizuwohnen; aber bis jetzt war dieses Recht, weder von ihm, noch von seinem Vorgänger je ausgeübt worden. Dem Publikum wollte es nicht einleuchten, daß der König gerade bei diesem einzelnen Falle dieses Recht in Anspruch nähme; dieser Akt hatte zu sehr den Anschein der Parteilichkeit und Begünstigung eines Einzelnen. Dabei ist noch ein anderer Umstand zu erwähnen. Des Königs Zeit und Gedanken waren von Staatsangelegenheiten so in Anspruch genommen, daß man unmöglicher Weise die Zeit vorhersehen konnte, wann der Urtheilsspruch gefällt würde. Es konnte also die Entscheidung auf unbestimmte Zeit verschoben werden, ohne daß es den Parteien möglich wurde, den Urtheilsspruch zu beschleunigen oder eine Entschädigung für die dadurch verursachten Kosten zu erhalten.

War dies Verhältniß für die Parteien und Richter drückend und unangenehm, so fand sich Niemand dadurch in größerer Verlegenheit, als der König selbst. Von Herzen gern würde er mit Ertheilung von Aem-

*) Historisch.

tern und Orden, ja mit Gold aus seiner Privatkasse sich von dem übereilten Versprechen losgekauft haben, an diesem wichtigen Prozesse Theil zu nehmen; der jetzt nicht nur unter vier Augen, oder in Privatzirkeln, sondern in allen Wirthshäusern und Kneipen den Gegenstand des Gespräches bildete. Aber kraft des dem Justizkanzler ertheilten Befehles, dessen Folgen nicht genug überlegt waren, hatte man des Königs Versprechen in das Protokoll des Oberappellgerichtes eingetragen, und was die ganze Sache in den Augen des Publikums noch auffallender machte, war die Erklärung des Königs, durch seine Anwesenheit die Pflicht des Landesvaters zu erfüllen und einen Grundsatz aufrecht zu erhalten, der durch den Ausgang des Prozesses leicht gefährdet werden könnte. Hätte also auch der König sich von seinem, dem General Boy gegebenen Versprechen lossagen können, so blieb doch der oben angeführte Grund im Protokolle stehen.

Während nun der König in dieser Verlegenheit und in einer Laune sich befand, die in den trüben Gesichtern seiner Untergebenen treu sich abspiegelte, ließ sich der frühere schwedische Gesandte in Paris, Freiherr Staatsrath Lagerbjelke melden und wurde sogleich vorgelassen.

## Dreizehntes Kapitel.

„Ihre Gegenwart ist mir immer angenehm, Baron Lagerbjelke! abgesehen von Ihrem angenehmen Umgang, erinnert sie mich immer an eine Zeit, welche sorgenfreier und glücklicher für mich war, als die jetzige. Nie hätte ich mich überreden lassen, Frankreich zu verlassen.“

„Darüber herrscht auch dort nur Eine Stimme. Frankreich schmeichelte sich damals dem Wasathrone seinen eigenen Glanz mittheilen zu können; seitdem aber das Opfer gebracht worden und Ew. Majestät Ihr und Heinrich des Vierten Vaterland verlassen haben, hat Frankreich einsehen gelernt, daß es diesen Glanz für sich selbst hätte behalten sollen.“

„Sie wissen nicht, wie schwer eine Krone ist. Will ich mir einen Feind vom Halse schaffen, so stehen sogleich tausend Freunde für ihn auf. Sie kennen wohl die Geschichte mit Anckarsbärd?“ (Lagerbjelke antwortet mit einer tiefen Verbeugung.) „Will ich dagegen

einem Freunde helfen, so wachsen Feinde wie Schwämme aus der Erde; davon giebt Cederström ein Beispiel unter Hunderten, die ich anführen könnte. Ueberall Ansprüche; nirgends Dankbarkeit; das ist in zwei Worten der Charakter Ihrer Landsleute.«

»Mit Blitzesschnelle und mit dem Pinsel des Genies verstehen Ew. Majestät die Hauptcharakterzüge der Menschen zu malen, die es wagen, sich auf der großen Schaubühne vorzudrängen; aber der große Haufe hält sich in ehrfurchtsvoller Ferne und segnet im Stillen. Der Undank einiger Wenigen wiegt, in die eine Waagschaale gelegt, gar nichts gegen die Liebe des Volkes, welche die andere Schaale niederzieht und die einzige Belohnung bildet, nach welcher Ew. Majestät strebt, und welche auch Ihrer würdig ist.«

»Sie schmeicheln mir, um Ihren Landsleuten schmeicheln zu können. Wollte Gott, Sie hätten Recht! Meine Bemühungen, Sorgen, Opfer wären in diesem Falle doch nicht ganz verloren.«

»Ist es mir erlaubt, die unterthänige Frage zu stellen, ob die Aeußerungen Ew. Majestät als allgemeine philosophische Bemerkungen zu betrachten seien, oder ob sie auf einen einzelnen Fall Anwendung finden?«

»Beides giebt leider die tägliche Erfahrung. Ich opfere mein Glück, meine Ruhe; ich öffne meine Kasse allen Hilfsbedürftigen; aber Niemand ist zufrieden. Und, wenn ich, um Andern zu helfen, meine Vermittlung anbiete und mich in dem Labyrinthe der verwickelten gesetzlichen Formen dieses Landes verirre, so läßt man mich in diesem Irrthume und weidet sich an

meiner Verlegenheit, oder thut wenigstens nichts, um mir den verlornen Leitfaden wieder an die Hand zu geben.“

„Und doch ist dies eine heilige Pflicht, eine beneidenswerthe Ehre für Diejenigen, denen das kostbare Vertrauen in dem Staatsrathe zu sitzen, sowie die Erlaubniß zu Theil wird, Ew. Majestät ihren unterthänigsten Rath anbieten zu dürfen.“

„Die Staatsräthe, ja, das sind mir gerade die Rechten! Diese Herren würden sich herzlich freuen, geriethe ich in eine Verlegenheit, aus der ich mich allein nicht mehr zu retten wüßte, sondern gezwungen wäre, mich unbedingt in ihre Arme zu werfen und später nach ihrer Pfeife zu tanzen, da ich der Constitution und meiner königlichen Pflicht zufolge, allein das Reich regieren soll.“

„Gott verhüte, daß dieser in der Constitution mit deutlichen Worten ausgesprochene Grundsatz, welcher die Hauptstärke derselben bildet, je von übelgesinnten oder unverständigen Menschen angegriffen werde. Aber, wenn auch Ew. Majestät allein regieren, so können Sie doch, nach Ihrem weisen Gutfinden, Höchstihren Staatsräthen den gnädigen Befehl ertheilen, jeder solle nach bestem Vermögen seine Ansicht über die zweckmäßigste Art, die Befehle Ew. Majestät auszuführen, aussprechen, da bliebe der Weisheit Ew. Majestät immer noch vorbehalten, die in Unterthänigkeit ausgesprochenen Vorschläge zu billigen oder zu verwerfen.“

„Im Allgemeinen mögen Sie Recht haben. Aber wie, wenn die Sache außer dem Wirkungskreise des

Staatsrathes liegt? Wenn sie zum Beispiel dem Wirkungskreise des Oberappellgerichts angehört?"

„Aus einem Gesichtspunkte betrachtet, mein gnädigster Herr, könnten allerdings aus diesem Umstande neue Schwierigkeiten erwachsen, die man umgehen, neue Hindernisse zum Vorschein kommen, die man beseitigen müßte; auf der andern Seite jedoch kann man nicht wissen, ob nicht gerade in diesem Umstande eine günstige Gelegenheit sich finden läßt, scheinbar, ohne es zu suchen, und lediglich par la force des choses, die Angelegenheit, welche so viel Kummer und Sorge bereitet, ganz und gar von sich zu weisen."

„Sie sprechen in Räthseln. Sie würden mich verbinden, Herr Baron, wenn Sie mir klar und deutlich Ihre Gedanken mittheilen, insofern es nämlich Ihre Absicht ist, mir dieselben anzuvertrauen."

„Gar zu glücklich fühle ich mich, könnte ich mein Leben, die innersten Gedanken meines Herzens und jedes Atom von Verstand, das mir zu Theil geworden, Ew. Majestät zu Füßen legen und zu Höchstihrem Dienste verwenden. Um aber bei dieser Gelegenheit im Stande zu sein, Höchstihren Befehl zu Ihrer Zufriedenheit erfüllen zu können, erlaube ich mir, was sonst allerdings vermessen wäre, die unterthänigste Bitte zu stellen, mir gnädigst erklären zu wollen, ob die Frage in abstracto an mich gestellt sei, oder ob Ihre Majestät in concreto sich veranlaßt finden sollte, zu untersuchen, in wiefern mein geringes Urtheil mit meinem unterthänigen Eifer übereinzustimmen vermag."

„Ohne Phrasen, Herr Baron! Das, worüber ich

mich bei Ihnen Raths erholen möchte, ist etwas sehr Positives.“

„In diesem Falle erlaube ich mir die unterthänige Bitte, mich mit dem Zusammenhange der Sache bekannt zu machen.“

„Recht gern.“ — Und der König erzählte jetzt die ganze Eberstein'sche Testamentsangelegenheit und Alles, was darauf erfolgt war.“

„Wie glücklich wären Ew. Majestät, wie glücklich alle hochgestellten Herren, denen verwickelte Geschäfte vorgetragen werden, wenn sie Referenten fänden, welche die Leichtigkeit, Bestimmtheit und Klarheit Ew. Majestät in der Auseinandersetzung der Verhältnisse besäßen. Ich habe vorher von diesem ganzen Prozesse nicht einmal erzählungsweise ein Wort gehört, nicht einmal gewußt, ob der selige Erblasser Vogel oder Fisch sei, und doch verstehe ich jetzt in diesem Augenblicke eben so viel, oder vielleicht noch mehr, als die Mitglieder des Oberappellgerichtes verstehen, wenn sie den ganzen Hergang der Sache aus dem Munde eines Mannes vom Fach erfahren werden.“

„Nun gut! dann wissen Sie wohl auch, was ferner zu thun sein wird; ich bin daher sehr begierig, Ihre Ansicht zu vernehmen.“

„Es zeigen sich zwei Auswege; mir steht nicht zu, zu urtheilen, welcher von beiden gewählt werden müsse; ich erlaube mir nur, beide zur Wahl vorzulegen. Handelt es sich darum, den Unannehmlichkeiten auszuweichen, welche die Erfüllung eines Versprechens nach sich ziehen muß, das durch die Bitten eines unbedachtsamen

Unterthanen, dem allzuweichen, allzutheilnehmenden Herzen des menschenfreundlichen Fürsten so zu sagen abgezwungen worden ist, so dürfte das Zweckmäßigste sein, dem Oberappellgerichte zu erlauben, auf gewöhnliche Weise, aber in Ew. Majestät Gegenwart, die streitige Frage zu prüfen und ein Urtheil darüber zu fällen. Zeigt sich eine Verschiedenheit der Meinungen, so ist Ew. Majestät die Gelegenheit gegeben, durch Anwendung Ihrer beiden Stimmen die Meinung geltend zu machen, welche mit der Ansicht Ew. Majestät am meisten übereinstimmt. Sollten aber alle Mitglieder des Gerichtes einerlei Meinung sein, oder keine der ausgesprochenen Ansichten Ew. Majestät Hohen Beifall gewinnen, so befänden sich Ew. Majestät in der traurigen Unmöglichkeit das Gute, das Sie beabsichtigt, bewerkstelligen zu können und hätten sich dazu noch bedeutend compromittirt."

„Ganz recht, das liegt klar am Tage. Und worin besteht das andere Mittel?"

„Darin, daß man, um mich so auszudrücken, den gordischen Knoten durchhaut. Ew. Majestät, als höchster Beschützer des Staates, als Ursprung und Stütze aller Gesetzlichkeit und höchste Vormundschaftsbehörde aller Wohlthätigkeitsanstalten, haben allein das Recht, nach der Unfehlbarkeit Ihrer hohen Stellung, verbunden mit Ihrer persönlichen Weisheit zu beurtheilen, in wie fern allgemeine oder einzelne Mittel, mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl, zum Nutzen und Frommen einer oder der andern Wohlthätigkeitsanstalt verwendet werden müssen. Sollten also Ew. Majestät finden, daß einer dieser Anstalten größere Summen zugewendet wer-

den, als sie braucht, so hängt es ganz von Ew. Majestät ab, sich zu weigern, das anzunehmen, was Sie als zweckwidrig und überflüssig erachten: die Ausfertigung einer solchen Maaßregel würden Ew. Majestät Höchstihrem Staatsrathe übertragen, ohne daß das Oberappellgericht irgend Etwas damit zu schaffen hätte. Haben dann Ew. Majestät allergnädigst die Summe zu bestimmen geruht, welche, zum Nutzen der einzelnen Stiftung, unbeschadet des allgemeinen Nutzens, aus den durch das Testament angewiesenen Mitteln angenommen werden darf, so fällt das übrige Geld von selbst den natürlichen Erben zu und Ew. Majestät haben durch Ausübung Ihrer Königlichen Macht und Rechte die Sache abgemacht, ohne sich der zufälligen Abstimmung im Oberappellgericht preiszugeben. Letzteres kann sich dann aus der Klemme ziehen, wie es will."

„Das nenne ich einen Rath, würdig eines Königlichen Staatsrathes. Sie hätten diese Stelle nie aufgeben sollen."

„Es ist ungewiß, mein allergnädigster Herr, in wie fern diese Ansicht, welche Ew. Majestät jetzt zu billigen geruhen, auch von dem Staatsrathe Ew. Majestät gebilligt werden wird, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Ew. Majestät wirklich diesen Beschluß fassen, die Reichsstände über die Ausdehnung der Königlichen Hoheitsrechte einige Zweifel äußern werden. Denn die Alles auflösende Presse, deren Hauptabsicht dahin geht, so viel an ihr liegt, jede Regierung, sie mag Form oder Namen haben, welchen sie will, unmöglich zu machen, wird gewiß nicht unterlassen, dem Benehmen Ew.

Majestät eine falsche Deutung zu geben. Sie wird es als einen gegen die liberalen Grundsätze gewaltthätigen Versuch darstellen, die tyrannische Gewalt ihrer Schooßkinder, der Gerichte, zu schwächen. Ja, mein allergnädigster Herr, ich scheue mich nicht, in Gegenwart Ew. Majestät meine Meinung auszusprechen; gelingt es bald, das Freundschaftsband zwischen einer zügellosen Presse und dem Richter, der sie stets freispricht und sein Haupt unter ihren mächtigen Scepter beugt, zu zerreißen, so wird das hohe Recht Ew. Majestät, allein zu regieren, nach und nach untergraben und Ew. Majestät endlich gezwungen werden, mit dem frechen Argus, oder der unverschämten Stockholm's Post, um die Rechte Ihrer Krone zu capituliren."

„Ich will sie Anders lehren, die Elenden!*) ... Ich weiß recht gut, daß dieser Johannson mit dem diplomatischen Corps in meiner Hauptstadt umgeht; daß die jüngern Mitglieder desselben, mit ihm und einigen andern Brauseköpfen in den Restaurationen sich umhertreiben. Aber ich fürchte sie nicht. Sie mögen sich in den gehörigen Schranken halten! mögen Acht geben auf ihre Worte und Handlungen; die Blicke meiner Polizei sind auf sie gerichtet, compromittiren sie sich, desto schlimmer für sie! Was Lindeberg betrifft, so ist von ihm nichts zu fürchten. Ich kenne den Mann persönlich und habe ihn sogar ermuntert. Er ist ein täglicher Gast von Leopold und aus dieser Schule gehen keine Ver-

*) „Ces gueux la!" Ein Ausdruck, den Carl Johann oft gebrauchte, um seine Verachtung zu bezeichnen.

schwörungen hervor . . . aber da wir doch von Preßfreiheit sprechen, mein bester Baron, Sie haben letzthin gesagt: die Preßfreiheit sei mit Achilles Lanze zu vergleichen; sie heile oft selbst die Wunde, die sie geschlagen.*) Das ist ein schöner Gedanke, aber ist er auch wahr?"

„Die zehn letzten Jahre haben Vieles aufgeklärt; „ich habe gefunden und erfahren, daß in dergleichen Fällen die Verhältnisse auf beiden Seiten einer nähern „und wenn ich mich so ausdrücken darf, zartern Prüfung „bedürfen. Es giebt Publicisten, welche die Vortheile „ihrer Stellung dazu mißbrauchen, in derselben ein Mittel zu finden, ihre Leidenschaften oder ihren Eigennutz „zu befriedigen, welche die Polemik, als einen willkommenen Gegenstand begrüßen, der ihre Spalten ausfüllt, „und den Skandal als Lockspeise hinhalten, um die Abonnenten anzuziehen. Hat nun ein solcher Publicist auf „irgend einen Beamten oder Privatmann seinen Haß „geworfen, so stellt er in seinem Blatte die Persönlichkeit, die Verhältnisse, die Beschäftigungen desselben in „einem zweideutigen Lichte dar, macht ihn zum Gegenstand seiner unmittelbaren Anklage, wenn er solche „wagen darf (und was darf man heut zu Tage nicht „Alles wagen!) oder seiner boshaften Anspielungen, „sieht Alles aus einem falschen Gesichtspunkte, entwirft „falsche Berichte, fällt harte Urtheile, — wer sieht nicht „den ungeheuren Unterschied zwischen der Stellung bei-

*) Graf Lagerbjelke's Rede bei seinem Eintritt in die schwedische Academie im Jahre 1819.

„der? Der Eine befindet sich mitten in dem Geschäft, „das er selbst gewählt, er widmet seine Zeit und seine „Sorgfalt keinem andern Gegenstande als dem, der auf „seinem Blatte Bezug hat. Er erfüllt also die Bestim„mung, die er sich vorgenommen. Der Andere dagegen „sieht sich wider seinen Willen in ein fremdartiges Ver„hältniß versetzt, fürchtet die Unannehmlichkeiten und „den ungewissen Ausgang eines Prozesses, und wagt es „daher nicht seine Vertheidigung den Gerichten anzuver„trauen; er sieht sich jetzt gezwungen seine Dienstpflich„ten zu vernachlässigen, seinen Beruf hintenanzusetzen, „seine Privatangelegenheiten außer Acht zu lassen und „verschwendet seine Zeit mit ängstlichen Fragen und „Forschen nach den neuen Beschuldigungen, welche die „heutige Zeituug brachte, mit Aufsuchen von Beweisen „und Documenten zu seiner Vertheidigung, mit Abfassen „und Schreiben von Gegenartikeln; wenn endlich eine „solche Vertheidigung zu seiner Zufriedenheit aus der „Feder geflossen ist, muß er oft mit seinem Artikel in „der Tasche, lange Zeit an die Thür Derjenigen klopfen, „welche in der That das Monopol der Oeffentlichkeit „besitzen und wird manche dieser Thüren verschlossen fin„den. Welche Lage! welche Ungleichheit zwischen dem „Angriffs- und Vertheidigungswaffen! und diese Un„gleichheit, ich behaupte es kühn, hat der Gesetzgeber „nicht vorausgesehen.“ *)

*) Der ganze mit „ bezeichnete Satz ist der im Jahre 1829 von dem Grafen Lagerbjelke dem Constitutionsausschuß überreichten Abhandlung „Ueber Preßfreiheit“ entnommen.

„Ihre Ansicht scheint mir mit der eines andern Denkers hier im Lande übereinzustimmen, der da gesagt hat: die Preßfreiheit sei negativ nützlich, aber positiv schädlich. Von Ihnen entwickelt und ausgebildet, erhält dieser Satz eine noch größere, sinnigere Bedeutung.“

„Verhielte es sich wirklich so, wie Ew. Majestät in Ihrer großmüthigen Nachsicht sich auszudrücken geruhen, so wäre die Ursache davon in den ewigen Gesetzen des Widerhalls zu suchen. Wenn die Weisheit Ew. Majestät einen Ton anschlägt, so wird derselbe, obgleich schwächer, von dem Echo in dem Herzen treuer Unterthanen wiedergegeben.“ —

## Vierzehntes Kapitel.

Der Leser weiß, daß Carl Johann von Charakter mißtrauisch war. Die Ereignisse der französischen Revolution, in der er seine Laufbahn begann, entwickelten diese Naturanlage, welche in den Umständen und Verhältnissen, unter denen er in Schweden auftrat, neue Nahrung fand. Er war und blieb fremd unter uns, und fühlte dies auch. Das Volk verstand seine Sprache und er die Sprache des Volkes nicht. „Dem tieffühlenden Ehrenmanne thut es wehe“ — sagte der Lehrer des Kronprinzen Oscar, der Kanzleirath von Tannström zu dem Verfasser — „wenn man sieht, wie bei den großen Mittagstafeln die stattliche Herrscherfigur forschende Blicke um sich wirft, in der Ungewißheit, ob das leise Flüstern an der Tafel in der Ehrfurcht vor seiner Person oder in der Bosheit seinen Grund hat.“ Niemand wußte besser als er, wie es gekommen, daß er einstimmig zum Thronfolger erwählt wurde; und die Berechnungen der Anhänger des Holstein-

Gottorp'schen Königshauses, welche dahin gingen, ihn bei der ersten passenden Gelegenheit zu entfernen, waren ihm keineswegs unbekannt. Nimmt man noch dazu das in Blut oder in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Ende mehrerer seiner Vorfahren auf dem schwedischen Throne: Gustav des Dritten erwiesener Mord, Carl August's von Vielen behauptete Vergiftung, Adolph Friedrich's plötzlicher Tod; Gustav des Vierten Adolph's Absetzung — lauter Ereignisse, welche zu Carl Johann's Lebzeiten in Schweden vorgefallen waren, so wird der unparteiisch Urtheilende zugeben müssen, solche Vorgänge können, selbst auf einen leichtsinnigeren Mann, eine Wirkung äußern und ihm für seine persönliche Sicherheit Besorgnisse einflößen, besonders da eine Menge von Schweden, mit denen er in nähere Berührung kam, durch ihr eigennütziges und falsches Benehmen dazu beitrugen, ihm einen schlechten Begriff von dem Volke zu geben, unter welchem er lebte. Um sich unentbehrlich zu machen und ihr beträchtliches Gehalt nicht einzubüßen, bemühte sich seine eigene, politische Polizei, die Besorgnisse, welche die ihm umgebenden Glücksritter, aus andern, aber nicht edlern Gründen zu zerstreuen suchten, rege zu erhalten. Mit einem Wort, will man gerecht sein, so muß man sagen, es ist ein Unglück für Carl Johann, so wie für die Schweden gewesen, daß er ihnen nicht viel Gutes zugetraut, aber zugleich muß man gestehen, daß ihm dieses Mißtrauen aus eben angeführten Ursachen nicht wohl zur Last gelegt werden kann.

Das Mißverhältniß wurde dadurch erhöht, daß die

Meisten unter seinen Vertrauten, entweder aus Blindheit, oder aus Mangel an Muth sich wohl hüteten, ihm die Augen zu öffnen. Der Name Cederström erscheint in dieser Hinsicht ganz besonders unheilbringend. Wir haben schon gesehen, wie der König durch seine große Gewogenheit für Rudolph Cederström compromittirt wurde; die Geschichte mit dem Reichsgerichte im Jahre 1818, der Schiffshandel im Jahre 1820 sind zwei unauslöschliche Flecken, die Cederström der Regierung seines Wohlthäters aufgedrückt hat. Dagegen trug Jakob Cederström Sorge, durch die Brygger'sche Angelegenheit eben diese Regierung auch lächerlich zu machen. —

Er, damals Landeshauptmann auf der Insel Gottland, theilte dem Könige, um sich einzuschmeicheln, die Aussagen eines Färbergesellen, Namens Brygger mit, der, wahrscheinlich um sich wichtig zu machen und Geld zu verdienen, behauptete, er habe sich im Jahre 1811 dazu brauchen lassen, dem Feldmarschall Toll, dem Landeshauptmann Graf Rosen und andern Schweden Briefe von Gustav Adolph und seiner Familie zu überbringen; er habe deswegen auf der englischen Flotte Dienste genommen und mehrere Zusammenkünfte mit der früheren Königlichen Familie gehabt.

Baron Cederström lieh diesen einfältigen, gemeinen Aussagen geneigtes Ohr, versprach Brygger, es soll ihm kein Haar gekrümmt werden, wenn er den Beweis für seine Aussagen liefere und bezeichnete die ganze Sache in seinem Berichte an den König, nicht als eine

des Tollhauses würdige Unverschämtheit, sondern als eine höchst wichtige Entdeckung.

Graf Rosen begab sich, sobald er Wink von der Sache erhalten, in größter Eile in die Hauptstadt. Scheinbar war der König durch Rosens Erklärungen über die Brygger'schen Beschuldigungen, die Carl Johann in Rosens Gegenwart behandelte, wie sie es verdienten, vollkommen befriedigt. Aber von Andern erfuhr Rosen, daß nicht Alles so gut stände, wie es schien. Brygger's Fabeln, von Cederström's Eifer unterstützt, hatten bei dem Könige schon Anklang und Glauben gefunden. Dies sah Graf Rosen ein, wußte jedoch nicht, wie er die am Horizonte aufsteigenden Wolken zerstreuen sollte und klagte seine Noth dem Freunde Lagerbjelke.

„Wenn der kalte Brand ein Glied angegriffen hat, so nimmt man es ab, damit die Krankheit sich nicht der ganzen Blutmasse mittheile.“

„Ganz recht, aber wie gehört dies hierher, wenn ich fragen darf?“

„Ein altes Sprichwort sagt: Wenn du einem Uebel nicht ausweichen kannst, so mußt du ihm zuvorkommen.“

„Auch dies ist wahr, aber welche Anwendung findet dieses Sprichwort auf meine jetzige Lage?“

„Eine ganz passende. Man steht immer fester, wenn man selbst einen Ehrenschänder vor Gericht fordert, als wenn man abwartet, bis er, der gar nichts zu verlieren hat, und zu jeder Niederträchtigkeit bereit ist, den ersten Schritt thut.“

„Ich würde in der That keinen Anstand genommen haben, den niederträchtigen Buben vor Gericht zu fordern, hätte mich nicht das unerhörte Aufsehen zurückgehalten, das ein solcher Prozeß verursachen müßte.“

„Desto besser! Ehe nicht ein solcher Spitzbube durch das Gesetz, so wie durch das allgemeine Urtheil gebrandmarkt ist, werden wir hier im Lande gegen dergleichen Angriffe nicht gesichert sein.“

„Ich fürchte nur, nach der jetzigen Tendenz der Zeitungen, seitdem der Argus erschienen, täglich in den Spalten derselben auftreten zu müssen.“

„Noch einmal, um so besser! Die ministeriellen Blätter werden Ihre Vertheidigung übernehmen, weil Sie ein hoher Beamter und überhaupt bei dem Könige gut angeschrieben sind. Auch die Opposition wird nicht feindselig gegen Sie gestimmt sein, weil sie ganz gewiß finden wird, die Regierung zeige sich etwas leichtgläubig, und ist zu sehr geneigt, auf die Angaben ihrer geheimen Kundschafter sogleich Lärm zu schlagen. Von den meisten Organen der Presse vorgetragen, werden Sie ganz gewiß in der Gunst des Hofes steigen, wo das Verdienst nach dem Erfolge gemessen wird.“

Der Rath wurde befolgt. Graf Rosen forderte eine gerichtliche Untersuchung, welche bei offenen Thüren, in Gegenwart des Königlichen Justizkanzlers und des ständischen Justizbevollmächtigten, von dem Svea-Hofgericht geführt wurde.

Aus den spitzigen, verfänglichen Fragen des Kronanwalts, welche mehr gegen Rosen, als Brygger gerichtet waren, konnte man leicht entnehmen, daß man

bei der Stelle, von welcher der Ankläger seine Vorschriften erhalten, gern gesehen hätte, daß Rosen und seine Mitangeklagten nicht ganz rein erschienen und Brygger nicht mit Schimpf und Schande bestanden wäre. Als aber Letzterer, weit entfernt, Beweise für seine Anschuldigungen liefern zu können, nicht einmal im Stande war, seinen Angaben einige Wahrscheinlichkeit zu geben, sondern sich widersprach und in das eigene Netz verwickelte, änderte sich die Scene. Statt Ankläger zu sein, mußte Brygger sich verantworten; die Folge war, daß er der bürgerlichen Ehre für verlustig erklärt, zur öffentlichen Abbitte und immerwährenden Landesverweisung verurtheilt wurde. Später wurde er nach Nordamerika gebracht, wo er auch starb. —

Die Beschaffenheit der Anklage und die persönliche Stellung des Angeklagten, zog die Blicke des ganzen Publikums auf diesen Hochverrathsprozeß, dessen nähere Umstände von dem Blatte Argus auf eine Weise wiedergegeben wurden, welche die Aufmerksamkeit und Neugierde noch höher steigerte. Das Publikum fand es eben so sonderbar, daß ein angestellter Landeshauptmann in den Fall kommen könne, sich gegen solche Beschuldigungen vertheidigen zu müssen, als daß ein anderer Landeshauptmann sich erlauben könne, aus gar zu großer Schmeichelei und Speculation, lügenhafte Angaben eines Menschen, wie Brygger, höheren Ortes zu berichten. Man bedauerte den König, der gerade von denen so schlecht bedient wurde, die sich das Ansehen gaben, als dienten sie ihm mit dem redlichsten

Eifer, und man fragte ſich, welcher von beiden Cederſtröm ſich am meiſten um das Vaterland verdient und den größern Ruhm erworben hätte, der Anſtifter der Lindbom'ſchen, oder der Anſtifter der Bryggér'ſchen Geſchichte? . . .

## Fünfzehntes Kapitel.

Mit einem Gesicht, so lang wie die Schnippenhauben, welche früher die Wittwen in Schweden trugen, trat der Hofstallmeister Graf Brahe Mittags zwölf Uhr, als es eben bei Seiner Majestät Tag geworden, vor das Bett des Königs.

„Ihr betrübtes Aussehen, Herr Graf, deutet auf eine traurige Angelegenheit," sagte Carl Johann mit düsterem Blicke — „Betrifft es mich, Sie oder einen der Unsrigen?"

„Für Ew. Majestät geheiligte, theure Person und Hochdero Familie, scheint das Schicksal eben soviel Ehrfurcht zu hegen wie die Welt. Wenn mir und den Meinigen in diesem Augenblicke traurig zu Muthe ist, so rührt dies einzig und allein daher, daß wir mit unserm Leben auch die kleinste Wolke von der Stirn unseres und unsres Vaterlandes Schutzgott vertreiben!" antwortete Brahe.

„Sehr wohl, Herr Graf! ich kenne Ihre und Ihrer Familie Gefühle für mich, und glaube, daß die Freundschaft, mit der ich dieselbe vergelte, bis jetzt für Sie nicht unfruchtbar gewesen ist —" antwortete der König

und fügte höhnisch lächelnd hinzu — „es ist noch nicht lange her, daß ich Ihre Schulden bezahlt habe; Sie werden sich doch nicht in eine neue Verlegenheit befinden und hoffen, ich werde Sie abermals aus derselben ziehen?“

„Gott bewahre!“ rief Brahe, indem er sich beeilte die Besorgnisse des Königs, als gälte es schon wieder einen Angriff auf seine Börse, zu beseitigen. — „Die Wohlthaten Ew. Majestät für uns sind in zu frischem und dankbarem Andenken in unsern Herzen, als daß wir uns erlauben sollten, die Güte Ew. Majestät abermals in Anspruch zu nehmen. Die Ursache der Niedergeschlagenheit, welche Ew. Majestät durchdringenden Blicke, denen nichts verborgen bleibt, bei mir bemerkt haben, wäre eine Kleinigkeit, wenn irgend Etwas, das den größten unter den Königen und Helden betrifft, mit diesem Namen bezeichnet werden könnte.“

„Nun?“ fragte Carl Johann.

„Das Leibpferd Ew. Majestät im letzten Feldzuge, das Ew. Majestät in der Schlacht bei Leipzig ritten, gehört seit diesem Morgen sieben Uhr nicht mehr dieser Welt an.“

„Wahrscheinlich wollen Sie mir den Tod desselben mittheilen?“ fragte der Monarch.

„Ja wohl, gnädiger Herr!“ seufzte Brahe.

„Nehmen Sie sich das nicht so zu Herzen,“ erwiederte Carl Johann. — „Es war zu alt, um noch länger zu leben, und schon seit einiger Zeit unbrauchbar; wir haben also in meinem Stalle ein unnützes Pferd weniger zu füttern.“

Höchst erfreut darüber, daß der König die Mittheilung des Todes seines Leibrosses so gleichgültig aufgenommen, rückte jetzt Brahe, um einen Beweis seines Eifers für des Königs Ehre abzulegen, mit einem Vorschlage heraus, den er als Trost im Hintergrunde bereit hielt, wenn der Verlust des Pferdes dem König näher zu Herzen gegangen wäre.

„Was befehlen Ew. Majestät hinsichtlich des todten Körpers?“ — fragte Brahe weiter.

„Lassen Sie ihn in dem Parke zu Rosersberg begraben und sorgen Sie dafür, daß auf seiner Ruhestätte ein Stein mit einer Inschrift errichtet werde. Eines Siegers Streitroß verdient wohl eine solche Auszeichnung.“

„Ohne Zweifel, gnädigster Herr. Für das Lieblingspferd eines Heldenkönigs ist sie nach meiner Meinung aber nicht hinreichend“ — wendete Brahe ein.

„Und welche andere Auszeichnung schlagen Sie vor?“ — fragte der König lebhaft.

„Carl des Elften Brandklepper, den er in mehreren Schlachten ritt, und Gustav des Zweiten Adolph's Pferd, auf welchem ihn in der Schlacht bei Lützen der Tod ereilte, sind beide ausgestopft im Arsenale aufgestellt, wo die Nachwelt sie jetzt noch mit Neugierde und Interesse betrachtet. Carl Johann's Streitroß fehlt noch, um das Kleeblatt vollständig zu machen, die künftigen Geschlechter würden es nie verzeihen, ließen wir uns in dieser Hinsicht eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen“ — bemerkte Brahe.

„Der Vorschlag läßt sich hören!“ — fiel der König

mit zufriedener Miene ein, — „vorausgesetzt nämlich, daß die Kosten sich nicht zu hoch belaufen, denn Sie, Herr Graf, wissen am besten, wie sehr meine Kasse in neuester Zeit in Anspruch genommen worden ist.“

„Um Ew. Majestät in den Stand zu setzen, die Sache allergnädigst selbst beurtheilen zu können, habe ich, auf die Kunde vom Tode des Pferdes, bei einigen Personen, die sich darauf verstehen, Nachfrage halten lassen, wie hoch sich das Ausstopfen belaufen könnte und man hat mir versichert, das Ganze würde hundert Reichsthaler kaum übersteigen,“ — erwiederte Brahe.

„Hundert Reichsthaler!“ — rief der König — „das ist für einen solchen Zweck zu viel. Mit einer solchen Summe mache ich einen pauvre honteux glücklich für ein ganzes Jahr und Sie wissen, wie Viele der Art ich aus meiner Privatkasse unterstütze.“

„Nur zu gut“ — antwortete Brahe — „kenne ich die große Zahl von Bedürftigen, welche noch weit unglücklicher wären, verstände es Ew. Majestät Edelmuth nicht, ihren Hunger zu stillen, ihre Noth zu lindern, ihre Thränen zu trocknen. Aber Ew. Majestät müssen auch bedenken, daß die Nachwelt gierig nach Allem forschen wird, was auch nur im Geringsten auf den Wohlthäter unserer Zeit Bezug hat.“

„Wohlan! Ich bestimme hundert Thaler zu dem von Ihnen vorgeschlagenen Zwecke. Lassen Sie das Pferd so bald als möglich ausstopfen; der Park zu Rosersberg wird das Monument, das ich dort errichten wollte, entbehren müssen.“

Mit diesen Worten war das Gespräch über diesen

Gegenstand abgebrochen. Graf Brahe trug dem Hofstallmeister Eckstedt auf, mit dem Oberdirector Norling zu verhandeln; Letzterer nahm den Auftrag an und führte ihn mit seinem gewöhnlichen Eifer und seiner bekannten Geschicklichkeit aus. Die Kosten überstiegen jedoch bedeutend die ursprünglich berechnete Summe. Das Gerippe allein mußte dem Bildhauer Thoman mit 200 Thalern bezahlt werden. Das Ganze wurde jedoch bald und gut ausgeführt und Norling überschickte dem Stallmeisteramte sämmtliche quittirte Rechnungen über das ausgestopfte Pferd.

Jetzt entstand eine neue Verlegenheit; die Summe, welche der König bestimmt hatte, um die Ueberbleibsel seines Schlachtpferdes der Nachwelt zu überliefern, betrug 100 Thaler, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den wirklichen Kosten. Der Fehler lag weder an dem, der sein Maximum im Voraus bestimmt, noch an Norling, dem man keine Grenzen bestimmt hatte. Hätte der Mittelomann vorher gefragt, ob das Pferd für diesen Preis ausgestopft werden könnte, so wäre die Antwort verneinend ausgefallen und die ganze Sache unterblieben. Jetzt mußte Brahe sich dazu bequemen, den Vorfall dem Könige zu melden, um von ihm einen Zahlungsbefehl zu erhalten. Der Auftrag war kitzlich und Brahe nahm sich vor, einen Augenblick zu erhaschen, in welchem der König in besonders guter Laune sich befände. Dies geschah; aber kaum wurde die Saite berührt, so verschwand auch sogleich die gute Laune; heftiger Zorn trat an die Stelle, und der Günstling sah sich auf die ungnädigste Weise von der Welt behandelt.

Dabei blieb es auch. Carl Johann verbot ein für allemal, bei Strafe seiner ganzen Ungnade, in seiner Gegenwart je wieder eine Silbe von dem ausgestopften Pferde fallen zu lassen und bekümmerte sich weder um die Bezahlung, noch um das Schicksal des Pferdes. Am Ende seiner Rede wiederholte er sein gewöhnliches: „Verstehen Sie mich?“ auf so nachdrückliche Weise, daß Graf Brahe sich's ein für allemal gesagt sein ließ.

Der Oberdirector Norling, ein Mann von Kopf und Ehre, war auf der einen Seite zu stolz, um den Grafen an die vorgestreckten Summen, deren Rückzahlung er vom Marstallamte sogleich erwartet hatte, zu erinnern; auf der andern Seite aber war er entschlossen, das Pfand, das er in Händen hatte (denn als solches betrachtete er das ausgestopfte Pferd) nicht herauszugeben, er stellte dasselbe in den großen Saal der Veterinärschule auf, wo es jetzt noch unter den übrigen Merkwürdigkeiten der Anstalt zu sehen ist. Nachdem die Reichsstände dem Könige Oscar den Ersten die verlangten Mittel zur Errichtung eines Nationalmuseums bewilligt haben, darf man hoffen, daß außer den Kunstwerken auch noch Gegenstände von allgemeinem Nationalinteresse dort aufgestellt sein werden; und wahrscheinlich wird dann dieser Monarch das Schlachtpferd seines hochseligen Herrn Vaters von der Veterinärschule auslösen, damit es zwischen den Pferden Carl des Elften und Gustav Adolph's einen passenden Platz erhalte.

Dieses dem Lieblingspferde Carl Johann's gewidmete Kapitel schließen wir mit einer in ihrer Art interessanten Anekdote von einem der schwedischen Krie-

ger, der zugleich mit diesem unsterblichen Thiere an der Schlacht von Leipzig im Jahre 1813 Theil nahm. Ein wegen Diebstahl zur Festungsstrafe verurtheilter Gefangener, Namens Westerberg, war aus dem Gefängnisse entflohen und hatte sich, wahrscheinlich unter falschem Namen und mit falschen Papieren, bei einem Garderegiment anwerben lassen, mit welchem er den deutschen Feldzug machte, und in der entscheidenden Schlacht bei Leipzig focht. Er zeigte viel Muth und Kaltblütigkeit, wurde auch, wenn wir recht berichtet sind, mit der silbernen Tapferkeitsmedaille belohnt. Nach der Rückkehr mit dem Regimente fuhr er fort, in der Hauptstadt den Garnisondienst zu versehen und sich die Zufriedenheit seiner Offiziere zu erwerben. Aber an einem schönen Tage gerieth er im Wirthshause in einen Streit, wurde erkannt und auch sogleich als ein aus der Festung entflohener Verbrecher angegeben. Durch die Untersuchung bestätigte sich die Angabe. Westerberg wurde aus dem Regiment gestoßen und, kraft des früher gegen ihn gefällten Urtheils wieder nach der Festung Warholm geschickt, wo er sich im Jahre 1841 noch befand. Von der Festung aus, auf welcher er sich sehr gut, gehorsam und still benahm, ließ er ein unterthäniges Gnadengesuch an den König ergehen, welcher darüber das Gutachten des Commandanten einholte. Da jedoch gerade in diesem Augenblicke der Gefangene sich eines unbedeutenden Vergehens hatte zu Schulden kommen lassen, so fiel des Commandanten Gutachten nicht befriedigend genug aus, um Se. Majestät zu bestimmen, den Gefangenen auf freien Fuß zu setzen. Inzwischen

häuften sich die Jahre über des armen Westerberg's Haupt; er gewöhnte sich mehr und mehr an sein Schicksal und an den Gedanken, dasselbe würde erst mit seinem Tode enden. Es ist sogar ungewiß, ob er jetzt, als ein alter Mann, es noch wünschenswerth finden würde, mitten in die Brandung des stürmenden Lebens geworfen zu werden, dessen brausende Wogen sich an dem Fuße der schroffen Klippe brechen, die schon seit mehr als zehn Jahren seine ganze Welt bildet.

## Sechszehntes Kapitel.

In dem russischen Gesandtschaftshotel hatte die Freude ihren Wohnsitz aufgeschlagen; der alte General hatte den Besuch seines Sohnes und seiner Schwiegertochter, einer Dame, welche aus einem der reichsten russischen Geschlechter entsprossen war, erhalten. Letztere war jung, einnehmend, und wurde von vielen Leuten auch für hübsch gehalten, obgleich der gelbliche Teint und die bläulichen Streifen unter den Augen ihr ein kränkliches Aussehen gaben, das jedoch durch die bald schmachtenden, bald kecken Blicke, mit welchen sie die Männer fixirte, die ihre Aufmerksamkeit auf sie zogen, Lügen gestraft wurde. In dem dunklen Augenpaare wohnte die Leidenschaft; auf der gewölbten Stirn ein kräftiger Wille. Das Schicksal hatte sie dem Glücke, das Glück dem Vergnügen geweiht.

Schon gleich bei ihrem ersten Auftreten in der haute volée der schwedischen Hauptstadt waren die Triumphe der Gräfin Suchtelen entschieden. Jung,

reich, einnehmend, die Perle im Hause des ersten unter den fremden Gesandten und schon deswegen interessant, weil sie eine Fremde war (denn so sind die Schweden unserer Zeit), wurden ihr überall Huldigungen dargebracht, überall der Pfad mit Rosen bestreut. Der Weg zu allen Herzen stand ihr offen; alle Freuden reichten ihr den Becher; sie wies Keinen von sich, ohne ihn zu kosten; und doch verrieth der unstäte Blick, der forschend an jedem neuen Gegenstande hing, daß sie das, was sie suchte, noch nicht gefunden, daß in ihrem Herzen noch eine Leere herrsche, und daß sie gar zu gern, wenigstens für einige Zeit — den berauschenden Taumel der Vergnügungen gegen ein stilleres, unbemerktes Glück vertauscht hätte.

Ihr Schwiegervater, der Nestor der Stockholmer Diplomaten, bot Alles auf, um ihr den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Alles was in dieser Zeit das gesellige Leben in der Hauptstadt bieten konnte, Bankette, Bälle, Schauspiele, Concerte, Schlittenparthien, Alles munterte sie zur Freude auf, und Alles wurde von ihr genossen. Während andere Damen durch Juwelen und Schmuck anderer Art Aufsehen zu erregen suchten, zog sie gerade durch die elegante Einfachheit ihrer Toilette die Aufmerksamkeit auf sich. Das feine weibliche Gefühl, das selten täuscht, hatte ihr gesagt, Schmuck und Juwelen wären ihr nicht vortheilhaft.

Zwischen ihr und ihrem Gemahl fand, wenn auch keine Aehnlichkeit, doch ein gewisser gemeinschaftlicher Nationalcharacterzug statt. Man behauptet, das Glück der Ehe begründe sich durch die Kontraste in dem Cha-

racter beider Eheleute. Nur der Wechsel in der Temperatur ertheilt der Natur Leben und Wachsthum. Von einer ewigen Sonne würden die Pflanzen verbrannt werden. Bei dem Suchtelenschen Ehepaar war Alles einförmig, beinahe hätte man glauben sollen, der einzige Zweck ihrer Reise von Petersburg nach Stockholm ist, diese Einförmigkeit zu unterbrechen.

Von den ehelichen Verhältnissen des alten Generals Suchtelen ist uns Nichts bekannt. Diesen Umstand aus dem Leben des berühmten Mannes, hat der Redner bei seinem Grabe entweder vergessen oder unberührt gelassen. Eben so wenig wissen wir, wann und wo er Wittwer wurde. Ohne neue Bande zu knüpfen, verließ ihn jedoch die Neigung für das schöne Geschlecht auch in seinem sechszehnten Lustrum nicht. Dem Revisionssekretär, Baron Boye, der ihm über seine im achtzigsten Jahre noch so frischen Kräfte des Geistes und Körpers einige Artigkeiten sagte, antwortete er: „Oui Monsieur, j'ai même une vigueur dont à ménage j'ai honte.“ Die Wahrheit dieser Aussage bestätigte sich an lebendigen Beweisen und die Favoritsultanin wohnte in dem Gesandtschaftshôtel selbst. Weit entfernt, dies Verhältniß anstößig zu finden, sprach die junge Gräfin, wenn sie mit der Geliebten des Schwiegervaters zufälliger Weise zusammentraf, einige freundliche Worte mit ihr und spielte mit den Kleinen; kurz, sei es aus Pflichtgefühl, aus wirklicher Ergebenheit, oder aus Berechnung — denn sie besaß eben so viel Klugheit als Entschlossenheit — sie gab sich alle Mühe, um das Herz des alten Herrn zu erobern und es gelang ihr auch vollkommen.

Sie war sein Augapfel und der alte General liebte sie beinahe eben so sehr, wie der junge General, sein Sohn.

Dabei besaß sie das Talent, ohne in gewisse Geheimnisse einzudringen, in die sich zu mischen die Höflichkeit verbietet, die Betheiligten unmerklich in ihren Schutz zu nehmen. So war es ihr nicht entgangen, daß Herr ***, der bei der Gesandtschaft ihres Schwiegervaters angestellt war, sich die größte Mühe gab, einem gewissen schwedischen Civilbeamten zu versichern und zu überzeugen, seine Excellenz der Gesandte, sähe ihn jeden Tag mit größerem Vergnügen und habe sich schon daran gewöhnt, als Mitspieler bei seiner Whistparthie auf ihn zu zählen. Auch fand er beim Eintritt in den Salon kaum Zeit den Wirth zu begrüßen, als ihm eine Karte angeboten wurde und sobald das Spiel im Gange war, verschwand Herr *** und kam erst gegen Ende der Parthie wieder zurück.

Der Gräfin Suchtelen fiel dies auf; durch unschuldige Fragen, die sie bald an den Einen, bald an den Andern richtete, entdeckte sie Herrn ***s doppelten Plan, dem alten General Vergnügen zu verschaffen, dann aber besonders während der Mann in dem russischen Gesandtschaftshôtel spielte, die schöne Strohwittwe in ihrem Hause zu trösten. Die Gräfin benutzte ihre Entdeckung nicht etwa um die Liebenden zu stören, sondern um sie zu beschützen. Ging die Parthie des alten Generals zu Ende, bevor Herr *** von seinem tête à tête zurückgekehrt war, so gab sich die Gräfin Mühe durch ihr Gespräch den Mann zu unterhalten und am Weggehen zu verhindern. Dies schmeichelte und verblendete immer

mehr den guten Mann, dessen Hauptschwäche Eitelkeit war, und der bei seinen Bekannten sich rühmte, wie gut empfangen und wie unentbehrlich er im Hause des russischen Gesandten sei, während ganz Stockholm über ihn lachte.

---

Der Geburtstag des Generals von Suchtelen*) war erschienen. Ein ländliches Fest auf seiner hübschen Villa Beylon bei Ulrichsdal wurde veranstaltet. Außer seiner gewöhnlichen Gesellschaft, dem diplomatischen Corps und den Literaten der Hauptstadt, strömten bei dieser Gelegenheit, da es gerade Sonntag war, Hunderte von ungebetenen Gästen als Zuschauer hinaus. Das Wetter war günstig und die Stockholmer Pflastertreter und Pflastertreterinnen dürfen nur erfahren, daß es Etwas zu sehen, zu hören, zu kosten oder zu riechen gäbe, ohne andere Kosten als die Hin- und Herreise, ohne andere Beschwerden als Hunger, Durst, Erkältung, Gedränge und zerrissene Kleider, so verlassen sie sogleich Haus und Hof und eilen dem ihrer Neugierde bezeichneten Orte zu.

Gegen Abend unternahm die Gesellschaft einen Spaziergang in den Park von Ulrichsdal, wobei jede Dame von einem Kavalier geführt wurde. Die Gräfin Suchtelen hing an dem Arme eines reisenden Fremden, der sich erst seit ein paar Tagen in Stockholm aufhielt, und von seinem Gesandten dem russischen Minister

---

*) Er war geboren den 21. August 1751.

vorgestellt worden war, bei dem er sich heut zum ersten Male einfand.

Während die Gäste in scherzhaften Gesprächen begriffen, auf den gebahnten Wegen wandelten, oder sich im Walde zerstreuten, stolperte der Begleiter der Gräfin, fiel und sein Spazierstock wurde durch den Fall gegen eine kleine Gesellschaft von Menschen geschleudert, die sich im Grase niedergelassen hatten, wo sie aus einem großen, mit Speise und Trank angefülltem und von einem Pudelhunde treu bewachten Korbe ihr Abendessen verzehrten.

Mit schalkhafter Artigkeit eilte die Gräfin ihrem Begleiter zuvor, um den Stock aufzuheben, gerieth jedoch hierbei in die Nachbarschaft des Korbes, wo der Pudel mit brennenden Augen und fletschenden Zähnen auf sie losfuhr.

Mit einem Angstschrei sank die Gräfin bewußtlos zu Boden.

Als sie die Augen wieder aufschlug, befand sie sich in den Armen einiger Damen aus ihrer Gesellschaft, während die Herren mit einem Jünglinge heftige Worte wechselten, der mit der einen Hand den Hund, mit der andern aber seinen mit einem Sacktuche umwickelten Stock hielt, mit dem er die Schläge, welche der Eine oder der Andere aus der Gesellschaft dem Hunde beizubringen suchte, abwehrte.

„Ich hätte gehofft“ — sagte der Jüngling höflich, aber offen und bestimmt — „daß, nachdem ich mich der Gefahr ausgesetzt, selbst gebissen zu werden, was auch geschehen ist, um den Hund abzuhalten, der Dame ein

Leid zu thun und ihn für den Schrecken, den er verursacht, selbst abgestraft, die Sache damit abgemacht wäre, wenn nicht die Dame selbst es anders verlangte. Wünscht sie es, daß der arme Castor sterben soll, so schieße ich ihm heut Abend noch eine Kugel vor den Kopf; ist dies aber nicht der Fall, so muß ich die Herren ernstlich bitten, mich nicht länger zu beleidigen und das arme Thier in Ruhe zu lassen.“

„Ei, ei, wie ritterlich!“ — rief Einer aus der Gesellschaft, indem er höhnisch lächelte; wendete sich dann an die Gräfin Suchtelen und fügte hinzu: „Hören Sie wohl meine Gnädigste! Ihr Sclave bietet das Leben seines Hundes als Sühnopfer für Ihren Schrecken an.“

„Ich kümmere mich nicht darum, wer mit den Worten dieses Herrn gemeint ist,“ erwiederte der Jüngling mit Selbstgefühl — „hat mir die Dame noch etwas Weiteres zu befehlen, so bitte ich, mir es mitzutheilen, sonst kehre ich wieder zu meiner Gesellschaft zurück.“

Die Gräfin, die sich wieder erholt hatte, und deren strahlenden Blicke theilnehmend an dem blühenden Jünglinge hingen, erklärte, sie wolle durchaus nicht, daß dem Hunde etwas geschehen solle, bezeigte ihre Theilnahme über die Wunde des Jünglings, bat ihn seinen Namen zu nennen, damit sie sich später nach seinem Befinden erkundigen könnte, und drückte endlich die Hoffnung aus, daß die Verletzung, deren unschuldige Ursache sie sei, keine nachtheiligen Folgen nach sich ziehen möge.

Der Jüngling antwortete, damit habe es wohl keine Gefahr, übrigens sei er eine zu unbedeutende Person, als daß sein Name für die Gräfin von irgend einem

Interesse sein könne; dann grüßte er höflich, lockte den Hund zu sich und begab sich wieder zu seiner Gesellschaft, die sich während des ganzen Auftritts einige Schritte zurückgezogen hatte.

Die frohe Laune der Gräfin Suchtelen war verschwunden. Auf dem Heimwege war sie still; und den ganzen übrigen Abend zerstreut. Darüber wunderte sich Niemand, denn der Schreck, den sie ausgestanden, erklärte ihr Benehmen.

Kaum zu Hause angekommen, zog sie sich unter dem Vorwande einer Migräne in ihr Schlafzimmer zurück. Das vertraute Kammermädchen wurde gerufen, und ihr die Ereignisse des Abends mitgetheilt.

„Es war recht eigensinnig von ihm, seinen Namen nicht nennen zu wollen, da die Frau Gräfin ihn doch so dringend darum bat!“ bemerkte die Zofe.

„Ja, aber ich muß erfahren, wer er ist!“ — fiel die Gräfin lebhaft ein — „Du, Clementine, mußt, als wolltest Du Deine eigene Neugierde befriedigen, das ganze Haus meines Schwiegervaters in Bewegung setzen, um nähere Nachrichten über diesen jungen Menschen einzuziehen. Himmelschreiend wäre es, so großen Muth unbelohnt zu lassen, sich nicht einmal nach den Folgen der Wunde zu erkundigen, die er sich meinetwegen zugezogen.“

„Und noch dazu ein so schöner, junger Herr,“ meinte die Kammerzofe lächelnd.

„Spare Deine Bemerkungen, Clementine, aber erfülle meinen Wunsch“ — erwiederte die Gräfin. — „Du mußt mir Erkundigungen über ihn verschaffen.“

## Siebzehntes Kapitel.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und der Hofkanzler waren Beide zum Könige berufen. Es galt alſo eine wichtige Angelegenheit, denn ſonſt pflegte Carl Johann über die äußern politiſchen Angelegenheiten mit jedem einzeln und beſonders mit Engeſtröm zu ſprechen, mehr der Form wegen, als um ſeinen Rath einzuholen.

Der Gegenſtand, der jetzt verhandelt werden ſollte, war von zu zarter Natur und erheiſchte zu viel Verſchwiegenheit, als daß der König denſelben ſich während ſeiner Toilette vortragen laſſen konnte, was er wohl zu thun pflegte, wenn es ſich um gewöhnliche Angelegenheiten handelte. Der Titular- und der wirkliche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, beide erhielten die Weiſung, den König im Nebenkabinette zu erwarten, wohin ſich letzterer nach vollendeter Toilette ſogleich begab.

„Was kann der König uns beiden zu befehlen ha-

ben?“ sagte Engeström zu Wetterstedt — „Wäre in Rußland Etwas vorgefallen, oder der Kaiser unzufrieden mit uns, so hätte unser Gesandter in Petersburg nicht unterlassen, mich davon in Kenntniß zu setzen.“

„Ich befand mich gestern beim General Suchtelen gerade in dem Augenblicke, als er die russische Post erhielt. Er durchlas seine Depeschen in meiner Gegenwart und behauptete, sie enthielten nicht das Geringste von Wichtigkeit!“ antwortete Wetterstedt gleichgültig.

„Wie spät verließen Ew. Excellenz das russische Gesandtschaftshôtel?“ fragte Engeström.

„Zwischen neun und zehn Uhr Abends,“ war die Antwort.

„Es ist doch in der Nacht oder heute früh kein russischer Courier angekommen?“ fuhr Engeström fort.

„Dies müssen Ew. Excellenz besser wissen, als irgend Jemand“ — erwiederte Wetterstedt in spöttischem Tone.

Verlegen und beleidigt schwieg Engeström, zog die mit Brillanten besetzte Uhr, ein Geschenk des letzten Königs von Polen, an dessen Hofe Engeström früher Gesandter war — aus der Tasche, verglich den Gang derselben mit dem der Stockuhr in dem königlichen Kabinette, und steckte sie schweigend wieder ein.

Wetterstedt begann ein Gespräch über das Wetter, über die Wege und andere gleichgültige Gegenstände, das er beinahe allein unterhielt, denn Engeström gab nur kurze, derbe Antworten.

Endlich unterbrach des Königs Eintritt das eintönige, langweilige tête à tête der beiden hohen Beamten.

„Nun, meine Herren!“ fing er an — „Was habe ich immer gesagt; in hundert Jahren giebt es in ganz Europa keinen König mehr und in zweihundert Jahren wird man nicht begreifen können, daß es je Könige gegeben hat, verstehen Sie mich?“*)

Graf Engeström sperrte seine großen Augen auf, sah verblüfft aus und ließ einen Ausruf der Bestürzung hören. Graf Wetterstedt sagte mit feinem Lächeln: „Wenn auch alle Throne zusammenstürzen, so wird doch der schwedische Thron aufrecht bleiben, weil er auf des Volkes einstimmige Wahl durch eine Constitution, welche sowohl die Rechte des Volkes, als die des Königs sichert, gegründet ist und durch die Liebe des Volkes getragen wird.“

„Ganz recht, Herr Graf!“ — erwiederte der König, den diese Schmeichelei angenehm berührte, — „Ihr tiefer Blick als Staatsmann verläugnet sich nie. Aber Sie werden doch zugeben, daß die spanische Cortezconstitution, welche jetzt im ganzen südlichen Europa festen Fuß fassen zu wollen scheint, der erste Schritt zum Umsturze aller Throne ist.“

„Davon bin ich vollkommen überzeugt“ — antwortete Wetterstedt. — „Aber ich hoffe auch, daß diese unheilbringende Staatsverfassung (wenn eine Einrichtung, welche nothwendig die Auflösung der menschlichen Gesellschaft nach sich führen muß, diesen Namen verdient) die Halbinsel, auf der sie in dem Gehirne einiger ver-

*) Carl Johann's eigene Worte.

rückter Brauseköpfe ausgeheckt wurde, nicht überschreiten wird.“

„Es scheint, Sie sind von den Angelegenheiten im südlichen Europa nicht so gut unterrichtet, wie ich,“ fuhr der König mit triumphirendem Tone fort. „Sie wissen nicht, was sich in Neapel zugetragen hat?“

„Kleine politische Aufstände sind an der Tagesordnung, gnädigster Herr! Haben aber einmal die gesetzlichen Souveräne ein paar unruhige Köpfe springen lassen, so wird wieder Ruhe und Ordnung eintreten“ — meinte Wetterstedt.

„Ja, wenn nicht eine vollständige Revolution und mit derselben eine gänzliche Umänderung der Staatsverfassung stattfindet, wie kürzlich in Neapel,“ bemerkte Carl Johann. „Dies ist der Grund, warum ich Sie zu mir beschieden ließ, meine Herren. Mein Bruder Ferdinand, König beider Sicilien, der mich seinen Verwandten nennt, verstehen Sie mich? hat mir in dem eben erhaltenen Briefe officiell mitgetheilt, daß er die spanische Constitution angenommen und beschworen hat. Ehe ich den Brief Sr. Majestät, meines Bruders und Vetters beantworte, wollte ich Ihre Ansicht hören, meine Herren.“

„Ew. Majestät werden in Ihrer Antwort den König Ferdinand ebenfalls Bruder und Vetter nennen?“ äußerte von Engeström mit wichtiger Miene.

„Als König Ludwig der Sechszehnte an König Gustav den Dritten schrieb, er habe die Constitution, welche die gesetzgebende Versammlung ihm vorgelegt, angenommen, schickte der schwedische Monarch den Brief

des französischen unerbrochen zurück, obgleich sie persönlich die vertrautesten Freunde von der Welt waren," erzählte Wetterstedt.

„Zur Nachahmung eines solchen Beispiels können wir mit gutem Gewissen Ew. Majestät unmöglich rathen, — wenigstens ich nicht," — sagte Engeström.

„Wer hat Ihnen denn gesagt, meine Herren, daß ich die Absicht habe, irgend einem Beispiele zu folgen, oder daß ich in dieser Angelegenheit Ihren Rath begehre?" — antwortete Carl Johann höhnisch. — „Ihre Meinung über die Ereignisse in Neapel will ich hören; das Uebrige werde ich schon selbst beschließen."

„Die Lage der Dinge in Neapel scheint mir durchaus keine sichere Gewähr darzubieten" — nahm Wetterstedt das Wort. — „Vor Allem ist es ganz ungewiß, ob Ferdinand aus eigner Neigung die spanische Verfassung angenommen habe, oder ob er durch dringende Ursachen, nach deren Hebung die alte Ordnung wieder eintreten dürfte, dazu gezwungen worden sei. Eine andere Frage ist, ob Oesterreich sich bei der Ausbreitung liberaler Grundsätze in seiner Nachbarschaft beruhigen werde. Wird diese Frage verneint, so könnte König Ferdinand durch diplomatische Vorstellungen, ja sogar durch Gewalt gezwungen werden, von den Ansichten, denen er sich im Augenblicke angeschlossen, abzustehen. Unter solchen Umständen würde ich es bedenklich finden, auf das Schreiben Sr. neapolitanischen Majestät irgend eine Antwort zu ertheilen; dies scheint aber um so weniger nothwendig, da keine unmittelbaren diplomatischen Berührungen zwischen beiden Höfen statt-

finden. Es wäre wenigstens klug, abzuwarten, bis man erfährt, wie man in Petersburg und Wien die Sache betrachtet.“

„Se. Majestät der König von Schweden und Norwegen ist ein allein regierender, unabhängiger Herr,“ — bemerkte Engeström — „der sich eben so wenig Vorschriften aufdringen zu lassen braucht, als er es nothwendig hat, dem Beispiele anderer Monarchen zu folgen.“

„Sehr wohl, Herr Graf von Engeström, fahren Sie fort!“ — rief Carl Johann.

Engeström fuhr fort: „Sollten Ew. Majestät in Ihrer Weisheit für gut finden, die Ansichten derjenigen Monarchen zu hören, welche Herr Graf von Wetterstedt für wichtig zu halten scheint, so haben wir ja hier den General Suchtelen und den Grafen Woyna.“

Der König warf einen düstern, höhnischen Blick auf den Staatsminister; aber Wetterstedt nahm mit unterdrücktem Lächeln das Wort.

„Es liegt ganz außer Zweifel, daß Graf Suchtelen für alle Fälle mit Verhaltungsregeln von seinem Herrn, dem Kaiser, versehen ist; aber, obgleich Herr Graf von Engeström den Grafen Woyna gewiß besser kennt, als ich, so möchte ich meines Theils die Aeußerungen des Letzteren nicht unbedingt als die innersten Gedanken des Fürsten Metternich annehmen. Um jedoch auf den Gegenstand zurückzukommen, den Ew. Majestät uns mitzutheilen die Gnade hatten, so möchte ich allerunterthänigst die Frage aufstellen, ob es nicht der weisen Vorsicht, die Ew. Majestät in Ihrer Politik stets gezeigt, angemessen wäre, den Beschluß der gro-

ßen Mächte, und besonders unsers östlichen Nachbars, in Betreff der neapolitanischen Angelegenheiten, abzuwarten und erst nach diesem Beschlusse den Brief Sr. Majestät des Königs beider Sicilien zu beantworten, den man bis dahin als non avenue betrachten kann?"

"Ich habe jetzt Ihre Ansichten vernommen, meine Herren, und werde Ihnen später meinen Willen mittheilen," — sagte der König, indem er den beiden Grafen ein gnädiges Lebewohl zunickte; aber Graf Engeström bat um die Erlaubniß, noch einige Minuten die Zeit des Königs in Anspruch nehmen zu dürfen, um in Bezug auf die Besetzung des erledigten Gesandtschaftspostens in Wien die Befehle Sr. Majestät einzuholen.

"Sehr gern, Herr Graf! wen schlagen Sie dazu vor?" — fragte Carl Johann.

"Vor Allem muß ich mir erlauben, Ew. Majestät unterthänigst zu melden, daß Fürst Metternich in einem Privatbriefe an mich, den jetzigen Legationssecretär bei Ew. Majestät Gesandtschaft in Wien, den Baron Nils Palmstjerna, für diesen Posten empfohlen hat; Ew. Majestät werden sich aber gnädigst zu erinnern geruhen, daß es in der diplomatischen Welt für einen Mangel an Aufmerksamkeit gegen den Hof, an welchem der Minister angestellt ist, gehalten wird, wenn man zu diesem Posten eine Person ernennt, welche unmittelbar vorher als Legationssecretär bei derselben Gesandtschaft angestellt war. Es geht also nicht wohl an, dem Baron Palmstjerna den Gesandtschaftsposten in Wien zu übertragen, wenigstens müßte man warten,

bis er vorher an irgend einem andern Hofe als Gesandter angestellt gewesen wäre.“

„Und Sie sagen“ — rief Carl Johann — „daß Fürst Metternich den Baron Palmstjerna empfiehlt und als schwedischen Minister in Wien verlangt?“

„Ja wohl, gnädigster Herr!“

„In solchem Falle“ — fuhr der König lächelnd fort — „ernenne ich ihn dazu und Sie dürfen sich, Herr Graf, über den Fehler gegen die Etiquette, so wie über die Folgen desselben, vollkommen beruhigen. Was sagen Sie dazu, Graf Wetterstedt, theilen Sie meine, oder des Herrn Staatsministers Ansicht?“

„Bei reiferer Ueberlegung, wird Herr Graf von Engeström selbst einsehen, daß, nach dem, was vorausgegangen, nur eine Ansicht möglich ist, nämlich die, welche Ew. Majestät auszusprechen geruht haben.“

„Nun wohl!“ — fügte Carl Johann hinzu — „ich wünsche, daß Sie, Herr Graf von Engeström, selbst an den Fürsten Metternich schreiben und ihn in Kenntniß setzen, daß ich, sobald mir sein Wunsch bekannt geworden, den Baron Palmstjerna sogleich zu meinem Gesandten an dem österreichischen Hofe ernannt habe.“

---

Der Brief des Königs beider Sicilien an den König von Schweden und Norwegen war kein eigenhändiger, sondern ein contrasignirter, sogenannter Kanzleibrief. Carl Johann hatte die Absicht, in derselben Form zu antworten; aber da der Hofkanzler contrasigniren

mußte, so wollte der König den Einwendungen und dem Widerstande desselben, der, wenn er bekannt wurde, dem Kaiser Alexander Wasser auf die Mühle gab, ausweichen. Auf der einen Seite war Carl Johann weit davon entfernt, sich mit der heiligen Allianz, deren Mitglied er war, zu überwerfen; auf der andern aber konnte er eine geheime Freude über die Verbreitung freisinniger Grundsätze in der Welt nicht unterdrücken.

„Wie ist Ihnen, mein Freund Wetterstedt?“ — sagte der König zu ihm, „Sie sehen kränklich aus; die sich drängenden Staatsgeschäfte benehmen Ihnen Schlaf und Gesundheit. Die Frau Gräfin ist auf ein paar Wochen nach ihrem schönen Schlosse Finspång gereist; begeben Sie sich auf einige Täge dahin, genießen Sie die Landluft und vergessen Sie die Geschäfte. Vielleicht statte ich Ihnen dort einen kleinen Besuch ab; aber ganz bestimmt dürfen Sie nicht darauf rechnen, Sie wissen selbst, wie viel unerwartete Umstände eintreten können, welche die Erfüllung meiner liebsten Wünsche hindern. Reisen Sie ganz ruhig; damit die Geschäfte durch Ihre kürzere oder längere Abwesenheit keine Unterbrechung leiden, kann Kullberg die Hofkanzlerstelle interimistisch versehen.“

Mit großer Freude nahm Wetterstedt den unter so günstigen Auspicien angebotenen Urlaub an, und unmittelbar nach seiner Abreise erhielt Kullberg den Befehl, die Antwort auf den Brief des Königs von Neapel aufzusetzen und zu contrasigniren.

„Vergessen Sie vor Allem nicht, Se. Majestät den

König beider Sicilien, Unsern Verwandten und Freund zu nennen," — sagte Carl Johann zu dem Staatssecretär von Kullberg, als er ihm den Befehl zum Entwurfe dieses Briefes ertheilte.

In den Annalen der neuen Diplomatie wird dieser Brief als ein sehr merkwürdiges Dokument betrachtet und in dem Manuel diplomatique also buchstäblich angeführt:

„Nous Charles Jean, par la grâce de Dieu, roi de Suède et de Norvège etc. etc. à très-haut et très-puissant prince, notre frère et parent, et notre très-cher ami Ferdinand I., roi du royaume des Deux-Siciles, de Jérusalem, infant, duc de Parme etc. etc.; grand-duc, héréditaire de Toscane etc. etc. etc.; salut et prospérité.

Très-haut et très-puissant prince, frère et parent, très-cher ami. Par vos lettres du 19 Août, il a plu à Votre Majesté de nous apprendre l'heureux changement de la forme du gouvernement qui a récemment eu lieu dans les états de V. M., par l'acceptation de la constitution espagnole, avec quelques modifications nécessaires. Nous faisons des voeux pour que cet événement produise de nouveaux avantages et une prospérité parfaite et durable a V. M. et à ses sujets. En les félicitant tous les deux, nous sommes persuadés que l'espoir que V. M. nourrit de l'accroissement de la prospérité du peuple des Deux-Siciles, sera exaucè par le Très-Haut, à la garde duquel nous recommandons V. M. etc., la nouvelle forme des gouvernement de son royaume.

Donné à Stockholm, en notre château royal, le 16 Septembre 1820.

De V. M.

le bon frère, parent et ami,
Charles Jean.

A. C. Kullberg.*)

*) Siehe Manuel Diplomatique par le Baron Charles de Martens, wo dieser Brief Carl Johann's, so wie des Kaisers Franz Einladung an den König von Neapel, sich auf dem Congresse zu Laibach einzufinden, Ferdinand's Annahme der Einladung und Ludwig des Achtzehnten Brief an Letztern, befindet.

## Achtzehntes Kapitel.

Graf Brahe meldete, die Schmuckwaaren, die er in seinem Namen auf allergnädigsten Befehl des Königs, von Paris verschrieben habe, seien so eben angekommen und, nach Vorschrift, dem Fräulein Koskull übergeben worden. Die Rechnung für dieselben beträgt 10,000 Franken.

„Schön!“ — antwortete Carl Johann — „Mein Privatsecretär soll an Michaelsson und Benedichs schreiben, daß sie den Betrag bezahlen und meiner Rechnung zur Last schreiben.“

Das geschah. Benedichs der Jüngere antwortete aber: für den Augenblick könne er über die verlangte Summe nicht disponiren.

Erzürnt beschied der König sogleich Benedichs den Aelteren zu sich, mit dem er gewöhnlich seine Geldangelegenheiten besprach.

Der Ausdruck der Physiognomie des Königs, ehe er noch ein Wort gesprochen, sagte dem erschrockenen

Benedichs hinlänglich, ein Sturm sei im Anzuge; zitternd wie Espenlaub antwortete er auf die Frage des Königs: ob er es sei, der den Brief an Ulrich geschrieben habe? „Nicht ich, allergnädigster Herr, mein Bruder war es.“

Auf einen Wink des Königs zerriß General Holst den Brief und warf Benedichs die Stücke vor die Füße, während Carl Johann mit flammenden Blicken ihm zudonnerte: „Gehen Sie mir aus den Augen! jede Geschäftsverbindung zwischen uns ist aufgehoben! Lassen Sie sich nie mehr vor mir sehen!“

Jeden Tag nach diesem Ereignisse stellte sich Benedichs in der Garderobe des Königs ein, erkundigte sich bei dem Kammerdiener nach der Gesundheit und Laune des Königs, und bat ihn mit bitteren Thränen, er möchte es doch dahin zu bringen suchen, daß Se. Majestät seinen in Ungnade gefallenen Banquier eine Audienz von einigen Minuten allergnädigst zu ertheilen geruhen möchten.

„Ich will ihn nicht mehr sehen,“ — antwortete der König mit Bestimmtheit — „er ist ein erbärmlicher Knicker, der mit allen seinen Millionen weder dem Lande Gutes thut, noch seinen Landsleuten Ehre macht. Es giebt hier mehrere seiner Glaubensbrüder, die nicht so reich sind als er, und größeren Nutzen stiften. Wenn die Barone Rothschild, Salomon Heine und Andere, deren Vermögen im Verhältniß zu dem Reichthume und der Wichtigkeit der Geschäfte der Länder, in welchen sie wohnen, nicht größer ist, als das, was Benedichs hier in Schweden besitzt, sich eben so kleinlich und er-

bärmlich benehmen, so würden die jüdischen Banquiers in der gebildeten Welt sehr wenig geachtet sein.“

Im Allgemeinen war Carl Johann nicht rachgierig, und sein Zorn nicht von langer Dauer; aber einige Umstände, die zu seiner Kenntniß gelangt waren, hatten dazu beigetragen, ihn gegen dieses Handlungshaus einzunehmen. Der Legationsrath X. hatte während seines Aufenthaltes in London dem Hause Michaelsson und Benedichs Dienste geleistet und diese Herren hatten ihm ihre Dankbarkeit zugleich mit dem Wunsche ausgedrückt, es möchte sich bald eine Gelegenheit zeigen, in welcher sie sich ihm angenehm oder nützlich erweisen könnten. (Möglich ist es, obgleich wir es nicht wissen, daß X. für seinen Auftrag mit Gold belohnt wurde) X., der von dem Könige von Dänemark einen schönen Diamantring erhalten hatte, wollte denselben vor seiner Sendung nach Berlin veräußern und bot ihn den Herren Michaelsson und Benedichs zum Kaufe an. Benedichs der Aeltere betrachtete den Ring, zuckte die Achseln, erklärte, daß er funfzig, höchstens fünfundsiebzig Thaler Banco werth sei; aus Freundschaft und der alten Verbindlichkeiten wegen, wollte er jedoch hundert Reichsthaler dafür geben. X dankte, nahm seinen Ring wieder zu sich und brachte ihn nach Berlin, wo ein Juwelier ihn auf dreihundert preußische Thaler schätzte und sogleich dreihundertfünfundzwanzig Thaler baar dafür erlegte.

„Schmutzig!“ — rief Carl Johann, als man ihm dies erzählte — „es thut mir leid, von einem schwedischen Millionär einen solchen Zug erfahren zu müssen.“

„Ein Schwede ist er nicht, allergnädigster Herr!“ — lispelte ein Kammerdiener — „er ist ein Jude.“

„Wie, mein Herr!“ — rief der König mit vermehrtem Aerger — „das ist's gerade; die beiden Nationalfehler Ihrer Landsleute, Hochmuth und Neid hindern ein bei Euch angesiedeltes, friedliches und fleißiges Völkchen, das ursprünglich fremd, jetzt eben so gut dem Lande angehört, wie Ihr Alle, das zu werden, was es will und unstreitig werden könnte und müßte, wenn nicht Eure thörichten Vorurtheile es ihm beinahe unmöglich machten, einen andern Nahrungszweig zu ergreifen, als erbärmlichen Handel und allzu abenteuerliche Geldgeschäfte. Denn wer sechzig Procent Zinsen verspricht, in der Voraussetzung, weder Zinsen noch Kapital bezahlen zu können, ist ein weit größerer Schurke, als der, welcher so hohe Zinsen verlangt, aber dabei befürchten muß, Kapital und Interessen zu verlieren.*) Uebrigens sind es sehr oft Ihre eigenen, sogenannten christlichen Landsleute, welche diesen Wucher treiben und die armen Juden zum Deckmantel brauchen; Letztere müssen sich mit einem geringen Antheile des Profites begnügen und vor dem Publikum die Schande so schmählicher Geschäfte tragen. Vor nicht langer Zeit erzählte man mir, ein Baron Liljenholm, damals Landeshauptmann in Westmanland, ein geschworner Feind jeder Art von Wucher und Betrügerei, habe aus mißverstandenem Eifer den Kronvögten den Befehl ertheilt, ihm zu berichten, ob sich in ihren Vogteien ein Jude

*) Carl Johann's eigene Worte.

befände. Einer dieser Vögte antwortete: in der seinigen befände sich kein einziger Einwohner jüdischer Religion. So seid Ihr Schweden! ist von Contribution und Abgaben die Rede, dann habt Ihr nichts dagegen, die Juden als eingeborne Schweden zu betrachten, aber ehrliche, einträgliche Nahrungsquellen wollt Ihr für Euch selbst behalten. Und doch solltet Ihr nicht vergessen, daß diese gedrückten Juden selbst für ihre Armen und Nothleidenden sorgen, daß diese Euren Armenanstalten nie zur Last fallen; und, wollt Ihr die Criminal- und Polizeiprotokolle im ganzen Reiche durchblättern, so werdet Ihr kaum den Namen eines einzigen Juden finden."

Die Umgebung verstummte; theils erkannte sie die Wahrheit der Zurechtweisung, theils fürchtete sie den Zorn des Königs.

Später erfuhr der König einen neuen Zug von Benedichs, der ihn in seiner üblen Meinung noch bestärkte. Graf A., ein reicher, schwedischer Gutsbesitzer, schrieb an Herrn Benedichs, mit dessen Haus er schon früher in Verbindung gestanden und trug demselben auf, ihm ein schönes Collier mit ächten Perlen zu verschaffen, das er seiner Braut schenken wollte. Er setzte keinen Preis fest und verlangte nur, der Schmuck sollte ausgezeichnet schön sein. Benedichs schickte ein Collier und schrieb dabei, er schmeichle sich, dem Grafen einen wahren Dienst erwiesen zu haben, denn die Perlen, die er ihm übersende, seien von seltener Schönheit und ihr Werth weit größer, als der Preis, den er dafür fordere, nämlich dreitausend Thaler Banco. Der Graf dankte Benedichs in einem neuen Schreiben für die

Besorgung seines Auftrags, schickte ihm das Geld und erhielt die quittirte Rechnung zurück.

Jahre vergingen, A. verheirathete sich, überall erregte das kostbare Collier der Gräfin Aufsehen, und wurde allgemein bewundert. Im Anfange der dreißiger Jahre wurde die Provinz Schoonen von Mißerndte heimgesucht. Aus Pflichtgefühl und Gutherzigkeit brachte der Graf bedeutende Opfer, um die zahlreichen Unterthanen auf seinen großen Gütern zu unterstützen; zuletzt fand er sich, um die zu seinem Zwecke erforderlichen Mittel aufzutreiben, bewogen, eine Reise in die Hauptstadt zu unternehmen. Von ihrem edlen Herzen getrieben, erklärte die Gräfin ihrem Gemahl: der größte Theil ihrer Zeit sei jetzt den Pflichten als glückliche Gattin und Mutter geweiht, die große Welt habe wenig Reiz mehr für sie, das schöne Perlencollier, mit welchem sie in derselben schon so oft geglänzt, sei von keinem Nutzen mehr für sie, und der Werth desselben könne zur Unterstützung der armen Unterthanen verwendet werden.

Sie beschwor daher ihren Gemahl, dasselbe nach Stockholm mitzunehmen, es dort zu verkaufen, und die daraus gelösten Summen zu den übrigen zu legen, die er zur Anschaffung von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen seiner Bauern bestimmt habe.

Der Graf machte eine Menge Einwendungen, um so mehr, da er an Geld nie Mangel litt, und zum Verkaufe sich keineswegs veranlaßt sah; aber wie konnte er der Bitte einer *solchen* Gemahlin widerstehn? Graf A. mußte nachgeben, und als er nach Stockholm abreiste, wurde das Perlencollier mit eingepackt.

In der Hauptstadt begab sich der Graf, ohne seinen Namen zu nennen, zu Michaelsson und Benedichs, zeigte das Collier, bat man möchte es schätzen und bot es zum Verkaufe an.

Benedichs (Michaelsson war schon lange vorher gestorben) prüfte und untersuchte dasselbe mit Aufmerksamkeit, zuckte die Achseln und gab es mit dem Bedauern zurück: „es sei von geringem oder gar keinem Werthe.“

„Wie?“ — rief der Graf, außer sich vor Verwunderung — „das Collier soll wenig oder gar keinen Werth haben, sagen Sie; und ich habe dreitausend Thaler Banco dafür bezahlt!“

„Dann sind Sie betrogen worden, mein Herr. — Die Perlen sind gelblich und auch die Form derselben ist nicht vollkommen. Sie können höchstens auf ein paar hundert Thaler geschätzt werden.“

„Und doch haben Sie selbst dreitausend Thaler Banco dafür verlangt und erhalten, und noch dazu versichert, die Perlen seien weit mehr werth und Sie glaubten durch diesen Handel einen wahren Dienst zu erweisen,“ — sagte der Graf, der jetzt zu Benedichs Bestürzung dessen eigenen Brief und quittirte Rechnung vorlegte.

Auf Benedichs erste Einwendung: ob dies dieselben Perlen sind, die er dem Grafen verkauft habe, antwortete dieser mit dem Anerbieten, die Sache gesetzlich zu beweisen. Dann begann Benedichs darüber zu klagen, daß die Perlen seit einigen Jahren bedeutend im Preise gefallen sind und jetzt noch täglich fielen; so daß

sie kaum mehr verkäuflich seien, oder wenigstens keinen bestimmten Werth mehr hätten. Die Summe, die man zu ihrem Ankaufe verwende, sei ein todtes Kapital; jedoch wolle er, um dem Grafen gefällig zu sein, fünfhundert Thaler geben.

A. schlug das Anerbieten aus und erklärte: der Verlust schmerze ihn weniger, als der Gedanke, daß seine Frau mehrere Jahre lang das Collier als eine seltene Kostbarkeit getragen und er selbst mehreren Personen, die dasselbe bewundert hätten, den Preis genannt habe, den er für dasselbe bezahlt. Jetzt, da der wirkliche Werth dieses Colliers bekannt sei, würde man ihn für einen Narren, einen erbärmlichen Prahler u. dergl. halten.

Benedichs suchte ihn zu trösten, sagte ihm, die Perlen seien in jedem Falle ächt, und erstreckte sein Gebot bis auf sechshundertsechsundsechszig und zwei Drittheil Thaler Banco. Dies, sagte er, sei das Höchste, was er bezahlen könne und damit dürfte auch der Graf zufrieden sein, denn die Perlen seien jetzt um funfzig Procent weniger werth, als zu der Zeit, in welcher das Collier angekauft worden.

Graf A. weigerte sich, in den Vorschlag einzugehen; und entfernte sich mit dem Bedeuten, er würde schon Mittel finden, den wahren Werth der Perlen zu erfahren.

Bei dieser Drohung spitzte Benedichs die Ohren. Schon am folgenden Morgen stellte sich bei dem Grafen ein Mann ein, welcher, ohne es jedoch gestehen zu wollen, von Benedichs geschickt war und sagte, er hätte

gehört, der Graf habe ein Collier von ächt orientalischen Perlen zu verkaufen, er wünsche dasselbe zu sehen.

Nachdem dem Mäkler dasselbe vorgelegt worden, bot er zuerst achthundert, dann neunhundert und endlich tausend Thaler Banco.

Der Graf antwortete, die Perlen seien um diesen Preis nicht feil.

„Wenn Ihnen aber Niemand mehr bietet?“ — fragte der Mäkler.

„Dann nehme ich die Perlen wieder mit mir nach Schoonen zurück, im Falle nicht der Verkäufer durch die Gerichte dazu verurtheilt wird, den Werth derselben vollkommen zu ersetzen.“

Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß Benedichs, um seinen guten Namen und den Credit seines Hauses auf der Börse zu bewahren, genöthigt gewesen wäre, die Summe, die er laut der quittirten Rechnung, selbst für das Collier empfangen hatte, wieder zurückzubezahlen, hätte Graf A. den Rath eines Freundes*) befolgt und darauf bestanden. Aber der Graf war reich und Aristokrat von altem Schrot und Korn; ihn schmerzte, wie schon gesagt, weniger der Verlust von ein paar tausend Thalern, als der ihm unerträgliche Gedanke, seine Frau habe einige Jahre lang mit einem Schmucke in der Welt geglänzt, dessen Werth, von ihm selbst, aber ohne sein Wissen, viel zu hoch angegeben worden war.

Daß es die Gräfin auf keinen Fall mehr tragen

*) Des Verfassers.

sollte, dazu war er fest entschlossen und, als Benedichs, um der Sache ein Ende zu machen, seine Freunde und Freundesfreunde in Bewegung setzte und dem Grafen funfzehnhundert Thaler Banco anbieten ließ, begnügte sich Letzterer mit dieser Summe und stand von dem Gedanken ab, das Haus Michaelsson und Benedichs gerichtlich zu belangen.

„Ein großes Glück war es für Benedichs" — sagte der König, als ihm dies erzählt wurde — „daß Graf A. nicht ein so schmutziger Patron ist, wie er selbst. Wäre ein Prozeß daraus entstanden, so hätte Benedichs ganz gewiß den vollen Werth der Perlen, wie auch die Prozeßkosten, tragen müssen und außerdem hätten noch die Zeitungen Sorge getragen, daß Benedichs Ruf nicht allzu glimpflich dabei behandelt worden wäre."

Es dauerte lange, bis Carl Johann den jüdischen Banquier wieder zu Gnaden aufnahm. Der Kammerdiener, der von Benedichs freigebig beschenkt wurde, versäumte keine Gelegenheit dem Könige vorzustellen, wie sehr Benedichs es bereue, den Zorn Sr. Majestät erregt und verdient zu haben, und wie sehr er wünsche, wenn auch nur auf einen Augenblick, bei Sr. Majestät vorgelassen zu werden.

Endlich antwortete der König eines Tages: „Nun gut, lassen Sie ihn heut Abend um zehn Uhr durch die Garderobethür zu mir kommen; verstehen Sie mich?"

Dies war eine frohe Botschaft, welche dem Ueberbringer mit klingender Dankbarkeit bezahlt wurde.

Der Tisch, an welchem der König beim Eintreten

des Banquiers saß, war mit Edelsteinen bedeckt, die Carl Johann als Kenner untersuchte und berechnete. Benedichs Entschuldigung brach er gleich Anfangs mit den Worten ab: „Daß ich Ihnen eine Audienz ertheilte, ist ein Beweis, daß ich Ihnen vergebe und so habe ich auch ein für allemal vergessen. — Also zu etwas Anderem. Sie handeln ja noch immer mit Diamanten?“

„Ja, Ew. Majestät.“

„Gut! Sie sehen, daß ich Waare der Art im Ueberflusse besitze. Hier sind einige, die ich an Sie verkaufen oder vertauschen will.“

Benedichs befand sich in der peinlichsten Verlegenheit; er fürchtete durch eine Weigerung den König auf's Neue zu erzürnen, oder durch einen zu schnell geschlossenen Handel zu verlieren; endlich antwortete er: seine Augen seien in letzterer Zeit so schlecht geworden, daß er sich nicht mehr getraue, bei Licht, ohne Brille die Edelsteine zu schätzen, die Brille aber habe er nicht mitgenommen. Er bitte daher Seine Majestät, die Prüfung der Juwelen auf irgend eine Stunde des Vormittags gnädigst verschieben zu wollen.

„Meinetwegen;“ sagte der König und schob die Diamanten in eine Schublade — „eigentlich habe ich über einen andern Gegenstand mit Ihnen zu sprechen.“

Benedichs sperrte die Augen auf und spitzte die Ohren.

„Die Lage der Dinge im südlichen Europa hat sich bedeutend verändert. Nicht nur gewinnt die Constitution der Cortez in Spanien täglich festern Fuß, sondern sie greift täglich mehr um sich und ist in Neapel schon von

König und Volk beschworen worden. Indessen suchen die Cortez überall eine Anleihe zu machen. Ihre Papiere werden jetzt zu funfzig Prozent angeboten und vielleicht kann man sie auch noch wohlfeiler bekommen. Sowohl aus politischen, als aus moralischen Rücksichten muß man dem spanischen Volke und seiner gesetzlichen Regierung zu Hülfe kommen und dabei kann man noch einen sehr bedeutenden Gewinn erzielen; verstehen Sie mich? Wollen Sie für einige Millionen Cortezpapiere ankaufen, so trete ich zur Hälfte der Speculation bei."

"Die Speculation ist gewagt, mein gnädigster Herr! Sollte früher oder später das unumschränkte Königthum wieder die Oberhand gewinnen, wer wird dann die Anleihe der Cortez bezahlen?" —

"Wollen Sie mich Politik lehren?" — rief Carl Johann mit flammenden Augen — "glauben Sie, daß Sie oder irgend Jemand hier im Lande die Finanzen besser versteht als ich?"

"Gott bewahre, mein gnädigster Herr!" — antwortete Benedichs ganz unterthänig — "aber unglücklicherweise haben wir jetzt auf längere Zeit keine disponibeln Kapitalien, nur mit sehr großem Verluste wären wir im Stande, einige Summen zusammenzubringen und in Kasse haben wir nur, was zu den laufenden Ausgaben erforderlich ist."

"Dies mag nun wahr oder ein Vorwand sein" — fuhr der König fort — "so behaupte ich, daß Sie Ihr eigenes Interesse nicht verstehen. Es hängt nun von mir ab, ein solches Geschäft allein abzuschließen; ich werde es auch auf jeden Fall thun, verstehen Sie mich?

Indeß wollte ich Sie am Gewinn Theil nehmen lassen. Meine Schuld ist es nicht, wenn Sie Ihren eigenen Vortheil nicht sehen.“

„Haben Ew. Majestät dem Baron Wirsén Höchstihre Absichten mitgetheilt?“ — fragte Benedichs.

„Nein!“

„Mit Ausnahme Ew Majestät selbst, natürlicherweise,“ — fuhr Benedichs fort — „giebt es hier im Lande Niemand, der in den Finanzen so bewandert ist, als er. Augenblicklich bemerkt er, ob und wo etwas zu verdienen ist nnd wollen Ew. Majestät ihm gnädigst erlauben, an den Specnlationen Theil zu nehmen, so wird er auch die nöthigen Mittel herbeizuschaffen wissen.“

„Sie haben Recht; ja, ich will mit Wirsén sprechen; das ist nicht der erste Plan im allgemeinen oder in unserm Privatintereſſe, den wir zusammen entworfen haben. Ihre Uneigennützigkeit, mein lieber Benedichs, darf indessen nicht unbelohnt bleiben und es soll Ihnen unbenommen sein, wenigstens mit einigen lumpigen hunderttausend Reichsthalern mit mir nnd Wirsén an der Speculation Theil zu nehmen.“

„Meine unterthänigste Dankbarkeit wird nur mit meinem Leben erlöschen, aber so gern ich anch möchte, ich kann nicht;“ — antwortete Benedichs mit Achselzucken.

„Nun gut; besinnen Sie sich. Bis dahin leben Sie wohl! Kommen Sie in einigen Tagen zu derselben Zeit wieder und vergessen Sie dann nicht die Brille mitzubringen,“ — sagte der König mit feinem Lächeln, indem er dem Banquier zum Zeichen, daß die Audienz

zu Ende sei, mit dem Kopfe zunickte; Benedichs verstand den Wink, verbeugte sich tief und entfernte sich.

Am folgenden Tage wurde Wirsén zum Könige gerufen und Carl Johann machte ihm den Vorschlag, sich bei der Anleihe der Cortez zu interessiren, was dieser sich jedoch verbat. Er hatte keine großen Kapitalien zu seiner Disposition, und außerdem war die Speculation gar zu gewagt. Heut hatten die Cortez den günstigsten Wind, morgen konnte ihn das unbeschränkte Königthum bekommen und in diesem Falle verloren die Cortezpapiere ihren Werth."

„Aber ich sage Ihnen, daß nicht nur Spanien, sondern auch Neapel die Constitution der Cortez angenommen hat, und daß diese Regierungsform wahrscheinlich im ganzen südlichen Europa eingeführt werden wird," — sagte Carl Johann mit Nachdruck.

„Wenn Ew. Majestät dies behaupten, so steht es mir nicht an, daran zu zweifeln. Diejenigen, welche mit Staatspapieren handeln, werden also gute Geschäfte machen, zum Beispiel das Haus Michaelsson und Benedichs," — bemerkte Wirsén, indem er den König schlau ansah.

„Sie wollen sich nicht damit befassen," — antwortete Carl Johann lebhaft — ich selbst habe Benedichs den Vorschlag gemacht, die Speculation mit mir zu theilen; aber der blinde, eigensinnige Mensch gebrauchte allerlei Vorwände und schlug jede Theilnahme an der Sache aus."

„Ein böses Zeichen ist's" — wendete Wirsén ein — „wenn sich die Kaufleute zurückziehen; es scheint zu

beweisen, daß die Speculation nichts taugt und mein unterthänigster Rath wäre, Ew. Majestät möchte sich nicht darauf einlassen.“

„Sie wollen klüger sein, als ich,“ — rief der König heftig aus — „Sie halten sich wohl für den Einzigen in Schweden, der etwas vom Finanzwesen versteht, Baron Wirsén?“

„Ew. Majestät Ueberlegenheit auch in diesem Zweige der Administration ist zur Genüge bekannt,“ — antwortete Wirsén — „ich erlaube mir jedoch einen unterthänigen Vorschlag zu machen. Läßt sich der russische Botschafter am Hofe Ew. Majestät, der General Suchtelen, bereden, für diese Speculation zehntausend Thaler einzusetzen, so nehme ich sogleich mit hunderttausend Thalern daran Theil und setze Kopf und Vermögen zum Pfande, daß Michaelsson und Benedichs innerhalb vierundzwanzig Stunden für wenigstens eine Million Cortezpapiere kaufen werden.“

„Also legen die schwedischen Kapitalisten einen größeren Werth auf das Urtheil des russischen Botschafters, als auf das des Königs von Schweden und Norwegen!“ — rief Carl Johann mit zorniger Stimme aus. — „Ich will jedoch zeigen, daß ich solche Geschäfte besser verstehe, als Sie, und im Stande bin, dieselben auch ohne Sie abzuschließen, verstehen Sie mich?“

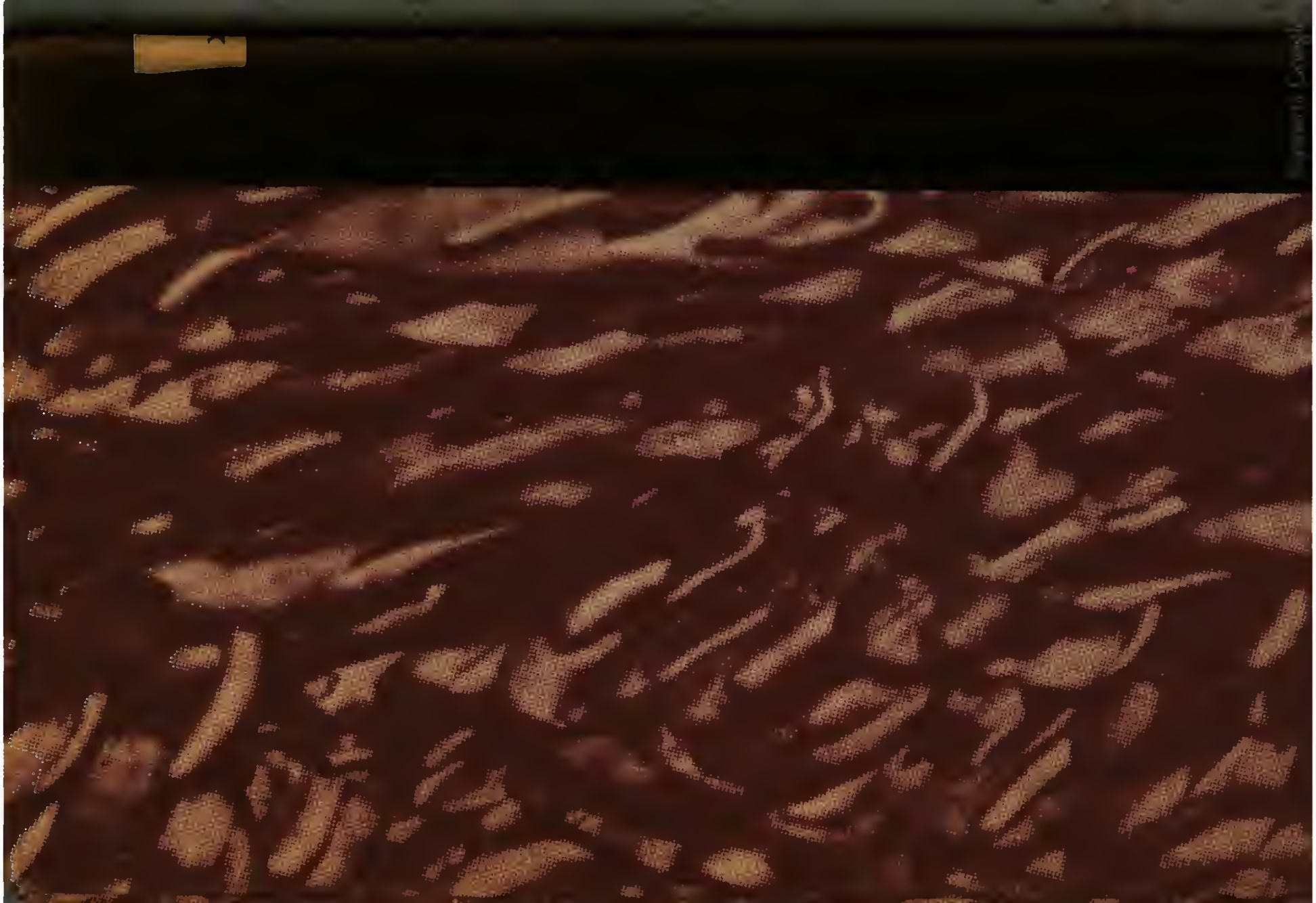
„Wie Ew. Majestät befehlen!“ — antwortete Baron Wirsén trocken. — „Gott gebe, daß Ew. Majestät dabei Ihre Rechnung finden; Niemand wünscht dies eifriger als ich. Wäre ich Ihnen, mein gnädigster Herr, weniger ergeben, als ich es wirklich bin, so würde ich

mich nicht dem Unwillen Ew. Majestät ausgesetzt haben, um Ihnen von einer Speculation abzurathen, bei der ich nur Verluste voraussehe.“

Carl Johann ließ sich von seinem Plane nicht abbringen. Er kaufte für eine beträchtliche Summe spanische Cortezpapiere; bekanntlich wurden die Cortez gestürzt, die Speculation mißlang und der König von Schweden verlor dadurch einen großen Theil seines Vermögens.

Wirsén fand sich beleidigt, daß der König seinen Rath nicht befolgte und eigensinnig bei seiner Ansicht blieb. „Mit diesem Manne ist nichts anzufangen; laßt uns auf seinen Sohn hoffen“ — murmelte er leise vor sich hin, indem er sich entfernte.

Ende des dritten Theils.

Gedruckt bei C. Feiner.

SBN 586326